

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VII. Jahrg. Düsseldorf, Dezember 1927 Heft 12

Die Bedeutung der Werkstoffschau.

Rückblick und Ausblick.

Wenn die nachfolgenden Ausführungen in die Hände unserer Leser gelangen, haben die gewaltigen Ausstellungshallen am Kaiserdamm ihre Pforten schon wieder geschlossen. Der wenige Tage vor die Eröffnung der Werkstoffschau fallende Redaktionschluß des Novemberheftes machte es leider unmöglich, schon damals über diese Leistungsschau der deutschen Industrie einen ausführlichen Bericht zu bringen. Wir glauben jedoch, daß auch ein Rückblick, der die Allgemeinbedeutung der Werkstoffschau zu beleuchten versucht, allgemeinen Interesses sicher ist.

Werkstoffschau — ein neuer, unserem Sprachgebrauch noch ungewohnter, ja bis vor nicht viel mehr als einem Monat den meisten ein völlig unbekannter Begriff.

Was ist Werkstoff?

Die Gesamtheit aller Stoffe, aus denen Gegenstände des menschlichen Bedarfs geschaffen werden.

Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, denen Stundengeschwindigkeiten von hundert Kilometer auf dem Wasser, mehr als zweihundert Kilometer auf dem Lande und über fünfhundert Kilometer in der Luft zu vorstellbaren Begriffen geworden sind, beschränken uns im allgemeinen darauf, diese Tatsachen nach einer kurzen Spanne der Bewunderung als Selbstverständlichkeiten hinzunehmen, ohne uns irgendwelche Gedanken über den Weg zu machen, auf dem diese „Rekorde“ erreicht sind.

Wer findet auch in der Vielfältigkeit und Vielgestaltigkeit des täglichen Fortschritts noch die Ruhe, einen Augenblick das Ziel als unwesentlich hintanzustellen und bei den Schwierigkeiten zu verweilen, die jeden Schritt auf dem Wege zu diesem Ziel begleitet haben?

Wer denkt — um nur ein winziges Mosaiksteinchen aus jenem Gesamtbild „Erfolg“ herauszugreifen — an die unzähligen Werkstattproben, denen ein Reifen des Weltrekordwagens vorher unterworfen wurde, um der ungeheuren Beanspruchung bei einer Geschwindigkeit von 230 Kilometer wirksam zu begegnen? Wer versucht es, sich klarzumachen, welche Fülle von Erfahrung, Sorgfalt, Genauigkeit, Zuverlässigkeit dazu gehört, um all die hundert Einzelteile eines Flugmotors so aufeinander abzustimmen, daß ein Mensch es wagt, sich in die fertige Maschine zu setzen, mit der festen Überzeugung, der Motor wird dreißig Stunden wie ein Uhrwerk laufen, trotzdem

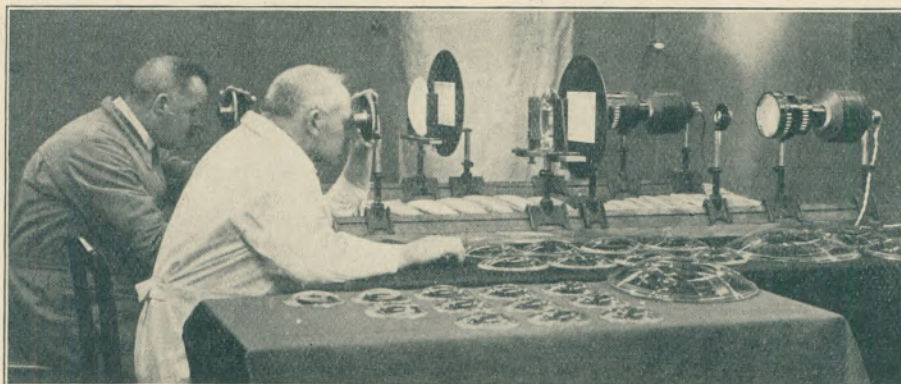
in jeder Sekunde 400 Pferdestärken auf Kurbelwelle und Kolben und Zylinder und Propeller einwirken und die Gesamtheit der Umdrehungen in dieser Zeit ohne die kleinste Ruhepause mehr als zwei Millionen beträgt?

Nur zuweilen, wenn irgend etwas nicht „geklappt“ hat, wenn eine Schiffs- welle sich aus ihrem Lager befreite und dreihundert Menschenleben gefordert hat, oder wenn

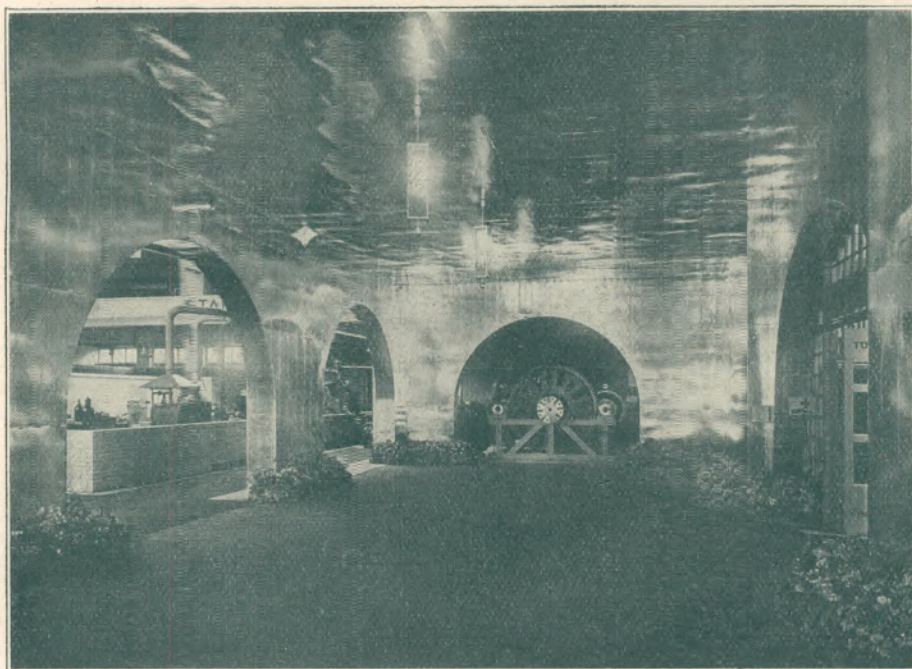


Werkstoffprüfung einst...

„Ein runder Probierofen“ aus Georg Agricola, Bergwerkbuch.
7. Buch S. 183. Frankfurt a. M. 1583.



... und jetzt.



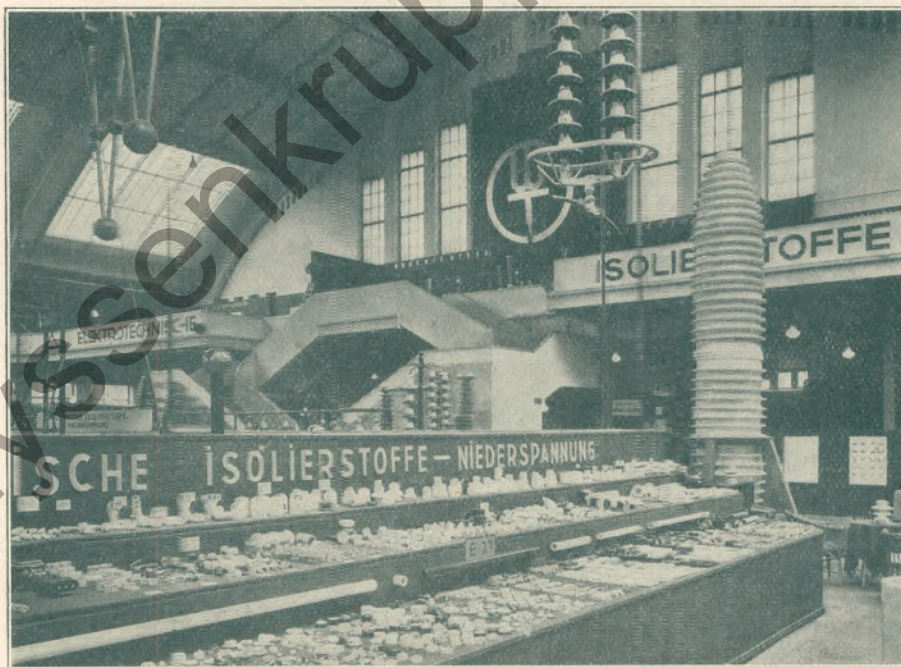
Werkstoffschau — Blick in die Vorhalle.

irgendein winziger Bolzen an einer gänzlich nebensächlichen Stelle gerissen ist und sechs Menschen, die eben noch selbstsicher sich als Herrscher des Luftmeeres fühlten, zwischen Draht und Metallseilen ins Nichts zurückgeschleudert wurden, kommen Gedanken und Zweifel und Vorwürfe und Fragen. Gedanken: um die Grenze menschlichen Könnens, Zweifel am Recht stetiger höherer Beanspruchung des Materials, Vorwürfe gegen den Hersteller, der anscheinend unzuverlässiges Material geliefert, Fragen endlich, die in sachlicher Genauigkeit um den Kern der Dinge kreisen: Sind sämtliche Werkstoffe, aus denen jenes Werkzeug zusammengesetzt war, dessen man sich zum Vollbringen einer Leistung bediente, so eingehend „auf Herz und Nieren“ geprüft, daß man die geforderte Leistung mit Bestimmtheit erwarten durfte?

Und von diesem oder jenem Einzelfall, der Anlaß zum Nachdenken und Überlegen gab, wechselt dann vielleicht

herauszugreifen — im allgemeinen den Vorgang der Eisenerzeugung als einen in seinen Grundlinien verhältnismäßig einfachen Vorgang vorstellen: oben in den Hochofen werden Erze und Koks eingeschüttet, das Erz beginnt allmählich zu schmelzen und fließt unten zum Stichloch als glühende Masse heraus, die man entweder sofort zu „Eisen“ erstarren läßt oder einem zweiten Ofen zuführt, um durch irgendwelche Zusätze in einem besonderen Verfeinerungsverfahren „Stahl“ daraus herzustellen. Daß zwischen Stahl und Stahl Unterschiede bestehen können, wird vielleicht zugegeben, aber das ist, von wenigen Sonderstählen, wie Chromnickelstahl oder nichtrostender Stahl, abgesehen, nach Ansicht der Laien lediglich eine Frage der Qualität. Das eine Stahlwerk arbeitet in der Stahlerzeugung eben sorgfältiger als das andere, darin scheint der ganze Unterschied zu liegen.

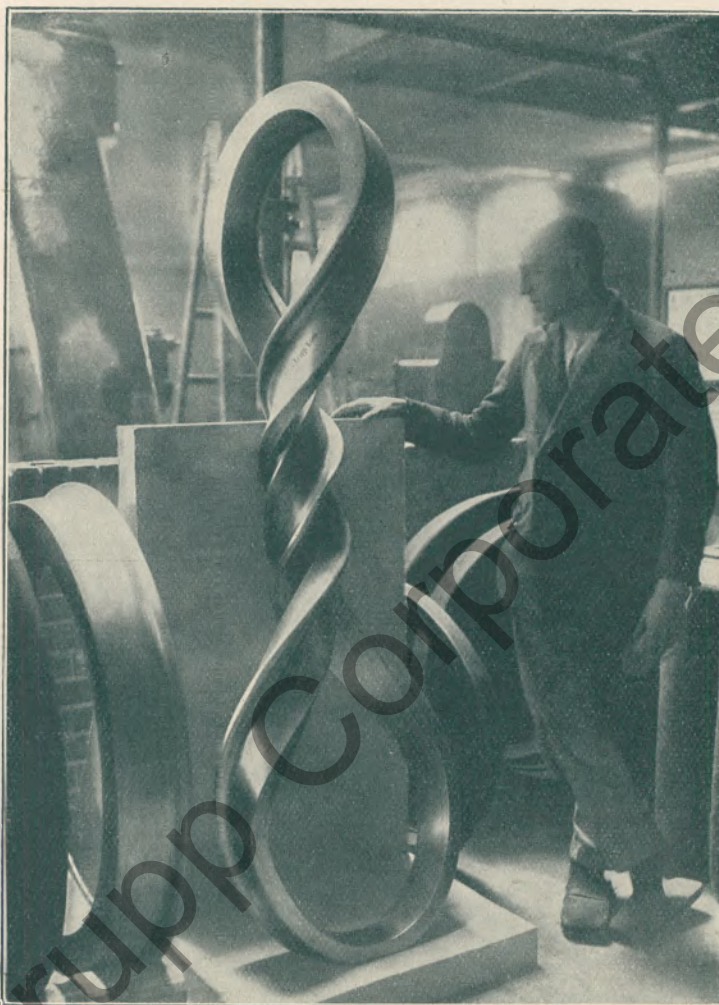
Ein — angestrebtes und, nach dem außerordentlich starken Prozentsatz von „nichttechnischen“ Besuchern zu schließen, auch erreichtes — Ziel der Werkstoffschau ist zweifellos, daß in diese weiterverbreitete Unkenntnis über Art, Herstellung, Verarbeitung und Prüfung jener Stoffe erfolgreich Breche gelegt ist. Wer Zeit und Lust und Mühe zu psychologischen Beobachtungen hatte, konnte immer wieder feststellen, wie auch bei technisch nicht geschulten Besuchern nach kurzer Ratlosigkeit, nach wenigen Augenblicken des Staunens und der Verwunderung allmählich das Interesse an technischen Dingen erwachte, wie die Aufmerksamkeit, geweckt durch praktische Vorführungen, sich den Zeichnungen und Kurven und Übersichtstafeln zuwandte, gepackt von dem immer stärker werdenden Gefühl, daß man einen Blick tun durfte in eine Welt, die man bisher als trockene und reizlose, als entpersönlichte und mechanisierte Umwelt angesehen hatte, um plötzlich und unerwartet festzustellen, daß sich hinter der Entstehung der Werkstoffe eine eigene



Werkstoffschau — Isolierstoffe.

Welt von tausendfältigen Erscheinungsformen verbarg. Das über Erwarten große Interesse an der Werkstoffschau hat bewiesen, daß die weitesten Kreise unseres Volkes ein tieferes Verständnis für den Sinn der Arbeit des Ingenieurs und Forschers um die Vervollkommenung des Werkstoffes besitzen, als man gemeinhin voraussetzen pflegt, nur muß es in die richtigen Wege geleitet werden.

um wirkliche Qualitätsarbeit herzustellen. Wohl die wenigsten hatten bisher geahnt, wie eng die Verbindung zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, zwischen Forschung und Erfahrung, zwischen Laboratorium und eigentlicher Produktionsstätte ist, und staunten nun über die chemischen, metallographischen, metallurgischen, thermischen, optisch-pyrometrischen, elektromechanischen und Röntgen-Laboratorien, über die tech-



Werkstoffprüfung.

Eine Stahlfelge vom Rad einer D-Zug-Lokomotive, kalt zur Spirale gebogen, beweist die vorzügliche Güte des Materials.

Man hüte sich davor, den Wert dieses Interesses zu gering einzuschätzen! In unserem von Schlagworten regierten Zeitalter ist man allzu leicht geneigt, jede Fortschrittsmöglichkeit nur auf dem Wege der Rationalisierung und Typisierung zu erblicken. Die Werkstoffschau zeigte — gewollt oder ungewollt —, daß es heute ebenso wie früher nicht in erster Linie auf das „laufende Band“, sondern auf die Qualität ankommt. Sie bewies, daß die deutsche Wirtschaft in allen ihren Teilen, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, nicht nur den Qualitätsstandpunkt theoretisch versteht, sondern die als richtig erkannten Grundsätze in der Praxis seit langem — unter den Erdrückungen der Nachkriegszeit in verstärkter Form — zur Anwendung bringt. Sie verriet vor allem — in der Öffentlichkeit zum ersten Male! —, wie hundertfältig die Voraussetzungen sind,

nologischen und mechanischen Prüfstätten mit ihren zahllosen Maschinen, die den Werkstoff bogen, drehten, kerbten, reckten, zerrissen, ermüdeten, glühten, um auf diese Weise ein einwandfreies Bild seiner Eigenschaften und Eignungen zu gewinnen.

Jetzt begriff man mit einem Male, daß die Fortschritte der Technik im letzten Jahrzehnt mindestens ebenso sehr durch die Zuverlässigkeit und Leistungssteigerung des benötigten Werkstoffes wie durch geistvolle Konstruktion neuer Maschinen bedingt waren.

Nur durch das Zusammenwirken beider Voraussetzungen war es — um ein Beispiel anzuführen — möglich, im Verlauf eines Vierteljahrhunderts die Grenze der Leistungsfähigkeit einer Kraftmaschine von 700 Pferdestärken auf 200 000 Pferdestärken herauf- und das Gewicht von 95 Kilogramm

je Pferdestärke auf weniger als 1 Kilogramm je Pferdestärke, d. h. also auf den hundertsten Teil, herabzusetzen. Die Erfindung der Kohleverflüssigung, seit Jahren theoretisch bekannt, reift erst heute langsam der praktischen Verwertung entgegen, nachdem wir den geeigneten Werkstoff gefunden haben, der den hierbei auftretenden Drücken und Temperaturen standhält. Die Konstruktion einer riesenhaften, in diesem Jahre fertiggestellten Turbodynamo von 20000 und mehr Pferdestärken wäre lediglich auf dem Papier möglich gewesen, wenn wir nicht zur Bearbeitung des verwandten Werkstoffes über Maschinen verfügten, die mit Genauigkeitsgraden von ein hundertstel, ja ein tausendstel Millimeter arbeiten und damit eine haargenaue Lagerung der Wellen gewährleisten, die erste Voraussetzung für störungsfreien und gefahrlosen Lauf der Turbine ist.

Unter der Wucht der gewonnenen Eindrücke nehmen plötzlich die Eingangsworte des gedruckten Führers, über die man zuerst achtlos hinweggeglitten ist, greifbare Gestalt an: „Der Werkstoff setzt dem technischen Fortschritt die Grenze. Neue Werkstoffe erfinden, die Qualität der vorhandenen Werkstoffe erhöhen heißt neue große Arbeitsgebiete der Technik erschließen“.

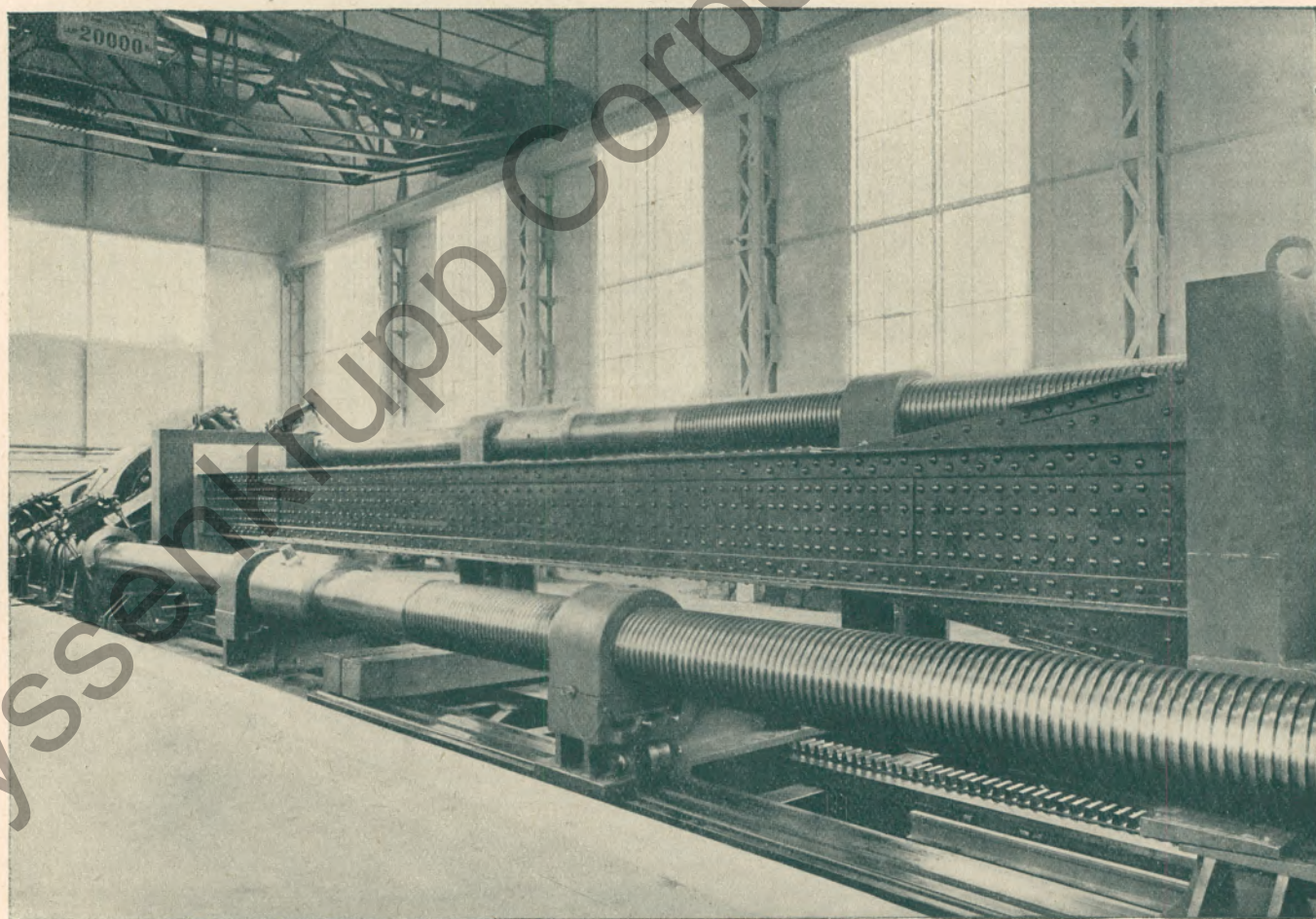
Die Werkstoffschau hat ihre Pforten geschlossen. Zweck und Ziel — um in der oben erwähnten Einleitung weiter fortzufahren — war, „den breitesten Schichten unseres Volkes die Erkenntnis zu vermitteln, daß die Qualität jedes Erzeugnisses in hohem Maße bedingt ist durch die Qualität des Werkstoffes und seine zweckmäßige Verwendung“. Dieses Ziel

dürfte, nach dem über alles Erwarten großen Interesse „in den breitesten Schichten unseres Volkes“ zu urteilen, erreicht sein.

Nicht minder bedeutsam aber ist die Werkstoffschau als Ausdruck einer grundlegend neuen Einstellung des Unternehmertums: als freiwilliges und bedingungsloses Bekenntnis der werkstoffherzeugenden und werkstoffverarbeitenden Industrie zur Gemeinschaftsarbeit.

Zum ersten Male hat das deutsche Unternehmertum ohne Hoffnung auf irgendwelche direkten materiellen Erfolge, ja ohne daß die einzelne Firma überhaupt irgendwie nach außen hin in Erscheinung trat, seine Fabrikationsgeheimnisse und seine Prüfungsmethoden vor aller Augen ausgebreitet. Nicht der Erfolg, der Weg zum Erfolg in seinen einzelnen mühevollen Abschnitten war aufgedeckt. Jeder konnte voneinander lernen, jeder feststellen, ob die „Konkurrenz“ auf diesem Wege schon einen Vorsprung hatte, den man — vielleicht — aufgeholt hätte, aber unter Geld-, Zeit- und Materialverlust.

Wer die „Arbeit“ lediglich unter dem Gesichtswinkel des „Geschäfts“ betrachtet, wird einer solchen Offenheit verständnislos und kopfschüttelnd gegenüberstehen. Wer dagegen nicht den Zweck der Arbeit, den Erfolg, das Geld, den Reichtum, sondern die Arbeit selbst als Tätigkeit im Dienste der Gesamtheit als das sittlich Wertvolle empfindet, darf die Werkstoffschau als erstes hoffnungsvolles, weithin sichtbares Zeichen dafür werten, daß diese letztere Erkenntnis im deutschen Unternehmertum mit Macht im Wachsen begriffen ist.



Werkstoffprüfung — Die größte Materialprüfmaschine der Welt, mit der Druckfestigkeitsproben bis zu 3 Millionen Kilogramm und Zug- (Zerreiß-) Proben bis zu 1,5 Millionen Kilogramm angestellt werden können. Die Gesamtlänge beträgt rund 20 Meter. Die Abbildung zeigt einen Anickversuch an der eingespannten eisernen Stütze.

Die Entwicklung des drahtlosen Weltnachrichtenverkehrs.

Von Dr. Fritz Kunkel, Bensberg bei Köln.



Die Großstationen des Weltnachrichtenverkehrs.

Nauen (Prov. Brandenburg)	1	Moskau (Rußland)	17	Windhof (Südwestafrika, B)	32
Königswusterhausen (Prov. Brandenburg)	2	Roch Point (Ver. Staaten)	18	Haranomachi (Japan)	33
Silvese (Prov. Hannover)	3	Dunkerton (Ver. Staaten)	19	Kunabashi (Japan)	34
Rooftwijk (Holland)	4	New Brunswick (Ver. Staaten)	20	Osaka (Japan)	35
Eiffelturm (Frankreich)	5	Marion (Ver. Staaten)	21	Mukden (Japan)	36
Nantes (Frankreich)	6	Glace Bay (Neuschottland)	22	Cavite (amerik. Kriegshafen auf Luzon)	37
Lyon (Frankreich)	7	Bolinas (Ver. Staaten)	23	Malabar (Holl. Indien)	38
Bordeaux (Frankreich)	8	Cartagena (Kolumbien)	24	Rabaul (auf der ehemaligen deutschen Insel Neupommern, B)	39
Poldhu (England)	9	Santa Cruz bei Rio de Janeiro (Brasilien)	25	Nauru (zu den ehemaligen deutschen Marschallinseln gehörig, jetzt B)	40
Oxford (England)	10	Monte Grande (Argentinien)	26	Cuba (Küstiinseln, B)	41
Carnarvon (England)	11	Punta Arenas (Chile)	27	Perth (Australien, B)	42
Clifden (Irland)	12	Lanquihue (Chile)	28	Sydney (Australien, B)	43
Karlsborg (Schweden)	13	Abu Zabal (Ägypten, B)	29	Whanui (Neuseeland, B)	44
Stavanger (Norwegen)	14	Massaua (Eritrea, I)	30	Wharua (Neuseeland, B)	45
Oslo (Norwegen)	15	Mogadiscio (Somaliland, I)	31		
Rom (Italien)	16				

B = Britische Station, F = Französische Station, I = Italienische Station.

Die drahtlose Nachrichtentechnik hat das öffentliche Interesse für die drahtliche Übermittlungseinrichtung stark in den Hintergrund gedrängt. Dabei wird allerdings meist übersehen, daß der Ausbreitung des drahtlosen Dienstes schon wegen der verhältnismäßig geringen Zahl von verfügbaren Wellen natürliche Grenzen gezogen sind, und daß auch heute noch trotz der erstaunlichen Fortschritte der Funktechnik ein unter allen Umständen gesicherter Nachrichtendienst — man denke an das Kabel — auf die Drahtverbindungen nicht verzichten kann. Es würde zu weit führen, die Drahttelegraphie und die drahtlose in ihrer Verwendbarkeit gegen-

einander abzuwägen. Jede hat ja ihre besonderen Vorzüge, deren Auswertung sich nach den jeweils zu erreichenden Zielen und nach den Verbindungsmöglichkeiten richten muß. Wenn man heute allenthalben von der Einrichtung neuer drahtloser Weltverbindungen hört, so stellt man gleichzeitig fest, daß immer wieder auch neue Kabel ausgelegt werden, von denen das im Frühjahr 1927 in Betrieb genommene Deutschland-Amerika-Kabel und ein demnächst zwischen den Vereinigten Staaten und dem fernen Osten auszulegendes als Beispiele genannt seien.

Hier soll von der Entwicklung der drahtlosen Nachrichtengebung im Weltverkehr die Rede sein. Es war der

Bonner Physiker Heinrich Herz, der in den Jahren 1887 und 1888 die Grundlagen der drahtlosen Technik legte. Er erkannte als erster das eigentliche Wesen der elektrischen Wellen, die sich von den magnetischen und den Lichtwellen nur in ihrer Länge unterscheiden und sich durch den Äther nach allen Richtungen verbreiten. Herz war es dann insbesondere, der die Funkenentladung als das geeignete Mittel zur Erzeugung der elektrischen Wellen erkannte. Im Jahre 1890 erfand der Franzose Branly den „Kohärer“, den Anzeiger für das Vorhandensein elektrischer Wellen, und 1895 kam der russische Physiker Popoff auf die Konstruktion der Urform der Antenne, indem er eine Art von Bligableiter als Auffangvorrichtung für elektrische Wellen benutzte.

Derjenige, welcher alle diese mehr theoretischen Gedanken zu verbinden und praktisch auszuwerten verstand, war der Italiener Marconi, der bereits 1897 in England mit seinen Versuchen, die Reichweite der Apparate zu erhöhen, begann, und dessen Erfolge schon 1897 zur Gründung der Wireless Telegraph Company, der späteren großen Marconi-Gesellschaft, führten. Aber sehr bald meldeten sich auch die Deutschen als wissenschaftliche Organisatoren an. Professor Slaby aus Charlottenburg begründete im Verein mit seinem Mitarbeiter, dem Grafen Arco, die so überaus wichtigen Theorien von der gegenseitigen Abstimmung der Sende- und Empfangsanlagen und vergrößerte die Reichweite ganz erheblich durch Verstärkung der Funkenenergien. Hinzukamen die bedeutsamen Erfindungen von Professor Braun in Straßburg, der die „Koppelung“ des geschlossenen Schwingungskreises mit einem offenen einführte, um in dem geschlossenen Kreis zunächst eine hohe elektrische Energie anzusammeln und sie durch den offenen Schwingungskreis auszustrahlen. Auf diese Weise kam man erst dazu, große Energien auf weite Entfernungen in den Weltraum zu senden.

Die Gedanken von Slaby übernahm die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, diejenigen von Braun die Firma Siemens & Halske zur Auswertung, und beide Gesellschaften errichteten dann 1903 gemeinsam das große Unternehmen, das unter dem Namen „Telefunken-Gesellschaft“ in der ganzen Welt bekannt geworden ist. Der großartige Ausbau der Antennenanlagen, wie wir sie namentlich auf unserer Großstation Nauen sehen, ermöglichte schließlich die Umspannung des ganzen Erdballs, so daß bereits 1918 von Nauen aus das 20 000 Kilometer entfernte Neuseeland erreicht wurde. Die Verwendung von Verstärkerröhren, deren Bedeutung man namentlich im Kriege erkannte, gestattete die Verwertung auch noch schwächster Stromwirkungen am Empfangsort. Diese Röhren wurden gleichzeitig zur Erzeugung von „kurzen Wellen“ benutzt, die man außerdem zu richten lernte mit der Wirkung, daß man unter Aufwendung verhältnismäßig geringer Energien weiteste Entfernungen überbrückte. Auf den Funkverbindungen Nauen-Rio de Janeiro und Nauen-Buenos Aires wird bereits der größte Teil des Telegrammverkehrs auf kurzen Wellen abgewickelt, wobei Geschwindigkeiten von 75 bis 100 Wörtern in der Minute erreicht werden.

Unter Benützung der vorstehend kurz angedeuteten technischen Errungenschaften hat man nun in aller Welt Sendestationen eingerichtet, von denen man die für den eigentlichen Weltverkehr, d. h. die zur Verbindung der Kontinente dienenden, als „Großstationen“ zu bezeichnen pflegt. In der Karte auf der vorhergehenden Seite sind die wichtigsten dieser Großstationen eingezeichnet.

Unter den Begriff des Weltnachrichtenverkehrs gehören natürlich auch diejenigen Dienste, welche zur Verbindung der großen Festlandstationen dienen, also die großen europäischen Funklinien. So arbeitet z. B. Königswusterhausen, die für diesen Festlandsdienst bestimmte deutsche

Zentrale, unmittelbar mit London, Kopenhagen, Oslo, Karlsborg (Schweden), Hapsal (Estland), Riga, Moskau, Wien, Budapest, Belgrad und Serajewo, Bukarest und Oradea Mare (Rumänien), Sofia, Barcelona, Madrid und Lissabon. Diese Aufzählung gibt zugleich ein ziemlich vollständiges Bild der für den Europadienst arbeitenden Großstationen, da ja Deutschland als die europäische Verkehrszentrale auf unmittelbare Verbindungen mit allen diesen Stationen angewiesen ist.

In der Organisation der deutschen drahtlosen Fern-telegraphie, zumal der im Überseediens t tätigen, spiegelt sich wohl am deutlichsten die Entwicklung des Weltnachrichtendienstes wider, wie er von der Funktelegraphie getragen wird. In Deutschland sehen wir auch die größte Organisation dieser Art, welche den Überseeverkehr vermittelt, nicht nur für deutsche Nachrichten zwecke, sondern auch im Dienst zahlreicher anderer europäischer Staaten, die sich dieser großartigen Einrichtungen mit Vorliebe bedienen. Es ist die „Transradio A.-G. für drahtlosen Überseeverkehr“, die sich vor allem der Großstation Nauen und auch der in der Öffentlichkeit weniger hervortretenden Großfunkstelle Silvese (Hannover) bedient, und deren wichtigste Empfangsanlagen sich in Goltow bei Potsdam und in Westerland (Eylse) befinden. Die Station Nauen hat mit ihren Betriebseinrichtungen von jeher die allseitige Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregt, denn hier handelt es sich, wenn man von Rocky Point, der amerikanischen Zentralanlage östlich von New York, absieht, um die größte und leistungsfähigste Funkstelle der Erde. Nauen hat auch als Vorbild für den Ausbau zahlreicher anderer Anlagen gedient, so für die Großstationen Roodwijk in Holland, Malabar auf Java, Torre Nuova bei Rom, Santa Cruz bei Rio de Janeiro und Monte Grande bei Buenos Aires. Zur Ausweitung ihres Arbeitsbereichs und zur Beseitigung etwaiger zwischenstaatlicher Hindernisse hat die Transradio A.-G. dann auch mit einigen ausländischen Großorganisationen Betriebsverträge abgeschlossen, welche ein zweckmäßiges Zusammenarbeiten sicherstellen sollen; so sind solche Verträge mit der „Radio Corporation of America“ in New York und der „Transradio Argentina International“ in Buenos Aires getätigt worden. Man hat auch mit der britischen Regierung einen unmittelbaren Funkverkehr zwischen Deutschland und Ägypten verabredet, ferner einen direkten Dienst mit Rio de Janeiro sowie mit Malabar (auf Java), mit Mukden (Mandschurei) und mit Osaka (Japan) eingerichtet.

Auf dem Wege über Transradio betätigen sich dann auch die Weltseinrichtungen der Berliner Transocean G. m. b. H. und der Deutschen Seewarte in Hamburg. Die Transocean-Gesellschaft gibt vor allem einen Weltpressediens t heraus, der täglich fünfmal in alle Welt verbreitet wird. Er ist nicht nur für ferne Länder, in denen wir die deutschen politischen und wirtschaftlichen Interessen mit Nachdruck zur Geltung kommen lassen wollen, beispielsweise Ostasien, bestimmt, sondern er vermittelt auch den auf der Fahrt befindlichen Schiffen einen wesentlichen Bestandteil ihres Nachrichtendienstes. Die Mitarbeit der Hamburger Seewarte im Weltnachrichtenverkehr zeigt sich vor allem in der Verbreitung des internationalen Zeitzeichens, welches man von Hamburg aus automatisch in Nauen auslöst. Dieser Zeitzeichendiens t ist international verabredet und hat eine besondere Bedeutung für die Schifffahrt, welche zur Ortsbestimmung stets die genaueste Zeit haben muß.

Zum Weltnachrichtenverkehr gehört auch der Dienst der „Küstenfunkstellen“, deren Aufgabe es ist, einen Austausch von Schiffsdiensts nachrichten und Privattelegrammen mit Schiffen in See herbeizuführen und Nachrichten „an alle“ zu verbreiten, nämlich Wettermeldungen, Sturmwarnungen, Eismeldungen und sonstige wichtige Nachrichten für See-

fahrer, ferner Seenotrufe zu beobachten und Seenotmeldungen zu verbreiten. Unter den deutschen Küstenfunkstellen spielt diejenige in Norddeich eine besonders wichtige Rolle, nachdem man sie durch weitreichende Sender dazu befähigt hat, den Telegrammverkehr bis zu Entfernungen von mehreren Tausend Kilometern unmittelbar, also ohne Inanspruchnahme sonstiger Küstenfunkstellen, zu vermitteln. Über Norddeich können Funktelegramme mit Schiffen in See auf der Nordamerikafahrt während des größten Teiles der Reise, auf der Südamerikafahrt bis etwa zum Breitengrad von Pernambuco, nach dem Mittelmeer und dem hohen Norden während der ganzen Fahrt unmittelbar, und zwar im Wechselverkehr, ausgetauscht werden.

Bekanntlich steht die drahtlose Nachrichtentechnik auch im Dienst der Luftfahrt. Ein allgemeines internationales Abkommen über den Funkdienst auf Flugzeugen ist zwar noch nicht zustande gekommen; man ist vorläufig noch auf Verträge zwischen einzelnen Staaten angewiesen. Die Entwicklung ist aber bereits so weit gediehen, daß Vereinbarungen über pflichtmäßige Ausstattung von Luftfahrzeugen mit Funkgerät vorbehalten sind, und es kann wohl keine Frage sein, daß

in absehbarer Zeit ein derartiger Weltvertrag zustande kommt.

Drahtlos beginnt ja auch bereits die Telephonie über die Weltmeere hin zu arbeiten. Der erste Dienst dieser Art ist schon seit Anfang 1927 zwischen London und New York erreicht worden, und nun hört man, daß am 3. August d. J. ein erster amtlicher, glänzend gelungener Fernsprechversuch zwischen Berlin und Buenos Aires unternommen worden ist. In Europa arbeitet der Funkdienst vermittlels des Fernsprechers ja schon in bemerkenswertem Umfang als Träger eines Weltnachrichtenverkehrs, der — wir wollen hier vom Unterhaltungsrundfunk absehen — wirtschaftliche Ziele verfolgt. Es sei vor allem auf die großen Wirtschafts- und Effektdienste hingewiesen, welche die Warenpreise und Marktberichte der internationalen Börsen von Land zu Land verbreiten. Hier betätigt sich auf deutscher Seite die Europaradio G. m. b. H., welche ihren Dienst über Königswusterhausen leitet. Gerade der Fernsprecher, dessen Benutzung keine Fachkenntnisse verlangt, ist es, der erst die Voraussetzung für die weiteste Ausdehnung solcher Dienste schafft.

Weshalb wir sterben.

Ein Kapitel über Selbstvergiftung durch Stoffwechselprodukte.

Von Günter Schmidt, Rostock.

Das Leben eines Einzellers. — Es gibt Tiere, die unter günstigen Bedingungen nie sterben. — Die Zellen kommen in ihren eigenen Stoffwechselprodukten um. — Altersschwäche oder — Selbstvergiftung? — Auch der Zellenstaat kommt in seinen eigenen Stoffwechselprodukten um. — Bei uns machen die Nervenzellen den Anfang. — Das Aussetzen einzelner Zellengruppen, etwa des Herzens, kann beim Menschen infolge der Anhäufung von Stoffwechselprodukten in den Zellen den Tod herbeiführen. —

Es soll hier nicht der gewaltsame Tod, der oft durch Unglücksfall ein blühendes Menschenleben vernichtet, sondern der natürliche Tod der Menschen, vornehmlich der, den wir als „Tod aus Altersschwäche“ bezeichnen, betrachtet werden.

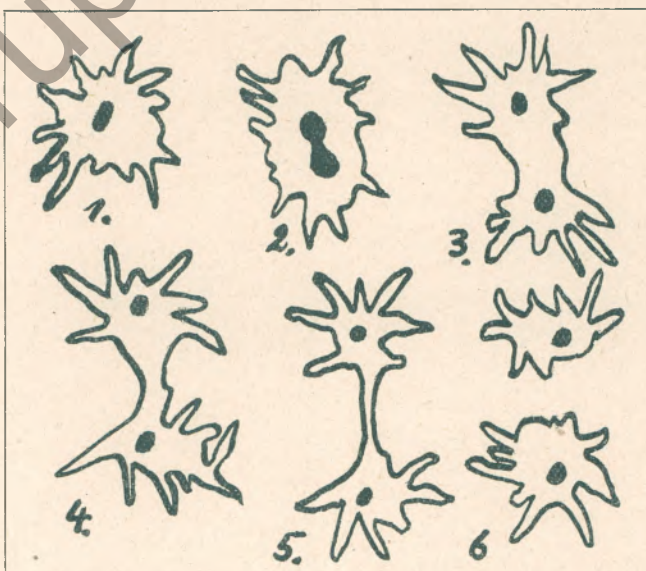
Um die Frage, warum wir sterben, behandeln zu können, müssen wir uns erst über das Leben und seinen Unterschied vom Tode klar werden. Da unser Organismus ein Zellenstaat ist, bei dem sich die Verhältnisse sehr schwer beobachten lassen, wollen wir unsere Betrachtungen einmal an Tieren, die nur aus einer Zelle bestehen, beginnen, indem wir zu ergründen versuchen, ob und weswegen solche Einzeller sterben.

Ein solches einzelliges Lebewesen, z. B. eine Amöbe, besteht aus einer Protoplasma-masse (Urstoff) mit einem andersartigen Kern darin (s. Abb.). Ist die Amöbe herangewachsen, so beginnt sie sich zu teilen. Der Kern streckt sich und teilt sich in zwei Teile, während sich

gleichzeitig auch der Protoplasmaleib mitstreckt. In der Mitte des Leibes entsteht allmählich eine Einschnürung, zu deren beiden Seiten sich je eine Kernhälfte befindet. Die Einschnürung wird immer stärker, die Verbindung der beiden

Hälften immer dünner und länger, bis sie schließlich reißt und zwei neue kleine Amöben entstanden sind. Aus der Mutterzelle sind zwei Tochterzellen entstanden, die bis auf die geringere Größe ganz der Mutterzelle gleichen. Sind die Tochterzellen herangewachsen, so teilen sie sich wieder, und so geht es weiter, ohne daß eine Zelle „stirbt“. Also ins Unendliche, könnte man denken. Aber sterben die einzelligen Lebewesen wirklich niemals eines natürlichen Todes?

Daß die Teilungsfähigkeit der Einzeller wirklich unbegrenzt ist, hat der amerikanische Forscher Woodruff festgestellt. Woodruff hat nämlich einen Einzeller, ein Pantoffeltierchen, in einen Tropfen Nährlösung gesetzt und, wenn sich das Tierchen geteilt hatte, eine



Wie sich die Amöbe, das niederste aller Geschöpfe dieser Welt, fortpflanzt.

Nach mikrophotographischen Aufnahmen gezeichnet von G. Schmidt.

der Tochterzellen in einen frischen Tropfen Nährlösung getan usw. Er ist bei diesen Zuchtversuchen bis zur 3023. Generation gekommen, und das Pantoffeltierchen Nr. 3023 sah noch gerade so aus wie das erste. Fünf Jahre hat Woodruff zu diesem Versuch gebraucht, und es ist während der ganzen Zeit keins der 3023 Tiere „gestorben“. Es scheint also tatsächlich Tiere zu geben, die unter günstigen Bedingungen niemals sterben.

Diese „günstigen Bedingungen“ sind allerdings von ausschlaggebender Bedeutung. Woodruff hatte die Tierchen nämlich immer in frische Nährlösung gesetzt. Und das war sehr wesentlich. Denn setzt man einen solchen Einzeller in ein kleines mit Nährlösung gefülltes Aquarium und läßt die Tierchen darin, bringt sie also nicht immer in frische Lösung, sondern fügt der alten nur die verbrauchten Nährstoffe wieder zu, so sieht man anfänglich nichts Auffallendes. Die Zelle teilt sich, die Tochterzellen wachsen heran und teilen sich dann auch wieder. Aber das geht nur eine Zeitlang so weiter; dann bemerkt man, daß die Zeiträume, die zwischen den einzelnen Teilungen liegen, immer größer werden, und daß die Tierchen von Generation zu Generation kleiner ausfallen. Und trotzdem sie reichlich mit Nahrung versorgt werden, wollen sie doch zuletzt nichts mehr fressen. Sie teilen sich noch einige Male, aber die Zellkerne der neuen Tiere zeigen immer weitergehende Veränderungen — besonders des Zellkernes —, und schließlich „sterben“ die Tiere.

Sehen wir uns einmal diese Todesursache näher an! Die Zelle hat genug Nahrung zur Verfügung und frißt trotzdem nicht mehr. Offenbar ist an diesem sonderbaren Verhalten das Verbleiben in der alten Nährlösung schuld. Denn solange die Tierchen immer wieder in frische Nährlösung gesetzt wurden, traten diese Besonderheiten nicht auf. Auf den ersten Blick mag es so scheinen, als könne dies nicht die Veranlassung des allmählichen Verkümmerns und des Todes der Tierchen sein; denn wir setzen ja der alten Lösung die verbrauchten Nährstoffe wieder zu, so daß sie dem Nährstoffgehalt der frischen Lösung gleichkommt. Und doch besteht hier ein großer Unterschied.

Die Einzeller leben wie alle Tiere und deren Zellen vom Stoffwechsel*. Da sie aber die aufgenommenen Nährstoffe nicht restlos verbrauchen, gelangen die Schlacken, die hierdurch entstehen, und die der lebende Körper wieder von sich

gibt, in die Nährlösung. Dadurch aber, daß in der Nährlösung immer mehr Stoffwechselprodukte angehäuft werden, fällt es den Zellen immer schwerer, sich ihrer Stoffwechselprodukte zu entledigen. Die Ansammlung von Stoffwechselprodukten in der Nährlösung bedingt also eine Anhäufung von Stoffwechselprodukten in den in ihr lebenden Zellen. Eine Anhäufung von Stoffwechselprodukten in einer Zelle stört aber den Stoffwechsel dieser Zelle und somit zerstört sie das Leben der Zelle, das ja gerade auf Stoffwechselvorgängen beruht.

Wir sehen also, daß der Tod der Einzeller kein normaler

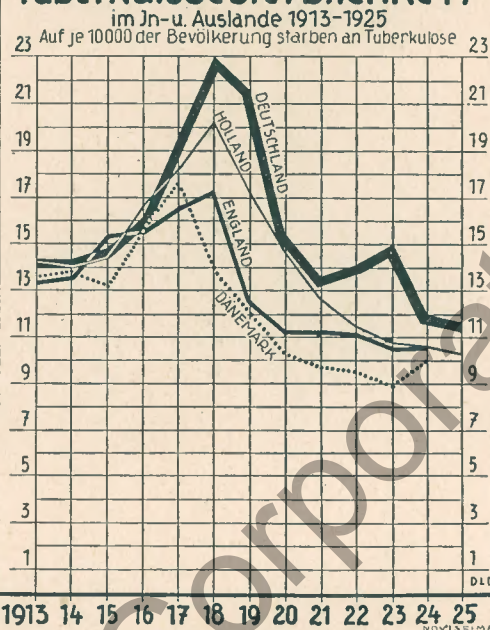
Vorgang ist, sondern einen durch ungünstige Lebensbedingungen hervorgerufenen krankhaften Zustand darstellt, der nicht in das Leben der Einzeller unbedingt hineingehört. Daß es sich nur um einen Krankheitszustand handelt, sehen wir daran, daß, wenn man solche sterbenden Zellen — vorausgesetzt, daß die Veränderungen noch nicht gar zu weit gegangen sind — in frisch bereitete Nährlösung setzt, sie sich wieder erholen.

Serner hat man folgenden Versuch gemacht: Von zwei entfernten einzelligen Artverwandten hat man den einen in einer Nährlösung bis zum Eintreten des Todes gezüchtet, und dann hat man das zweite Tierchen, den Artverwandten, in diese mit den Stoffwechselprodukten der ersten Tierart angehäufte Nährlösung gesetzt. Die Tiere der zweiten Art gediehen dann ganz normal. Dieser Versuch zeigt uns, daß die Einzeller nur in ihren eigenen Stoffwechselprodukten umkommen, in denen von Einzellern anderer Art aber ganz gut leben können.

Nachdem wir bisher nur eine Zelle für sich betrachtet haben, wollen wir uns unter Berücksichtigung der hierbei gemachten Erfahrungen einmal unsern eigenen Organismus zuwenden. Unser Körper ist ein Zellenstaat, bei dem jede Zelle ihren Teil zum Wohlergehen des Ganzen mit beiträgt. Versagt ein Teil dieser Zellen seinen Dienst, so kann unter Umständen der ganze Organismus zugrunde gehen. Stellen etwa die Herzmuskeln ihre Tätigkeit ein, so werden die anderen Zellen unseres Körpers nicht mehr vom Blut umspült. Da das Blut aber für die Zellen unseres Körpers das ist, was bei den Einzellern die Nährlösung bedeutet, da es ihnen die zum Leben notwendigen Stoffe zuführt und die verbrauchten Stoffe wieder fortschafft, so müssen die Zellen unseres Körpers dann den Stoffwechsel einstellen. Sie sterben also. Der Tod aller Zellen aber bedeutet gleichzeitig den Tod des ganzen Organismus.

Der Tod aus Altersschwäche zeigt ganz ähnliche Erscheinungen. Es ist festgestellt, daß die Zellen unseres Körpers, die bei Anstrengungen zuerst ermüden, die Nervenzellen sind. Deswegen wollen wir uns einmal einen Augenblick mit ihnen beschäftigen. Ein russischer Forscher hat nachgewiesen, daß sich in den Nervenzellen mit zunehmendem Alter Fettkörnchen ansammeln. Nun wollen wir einmal zu erklären versuchen,

Tuberkulosesterblichkeit

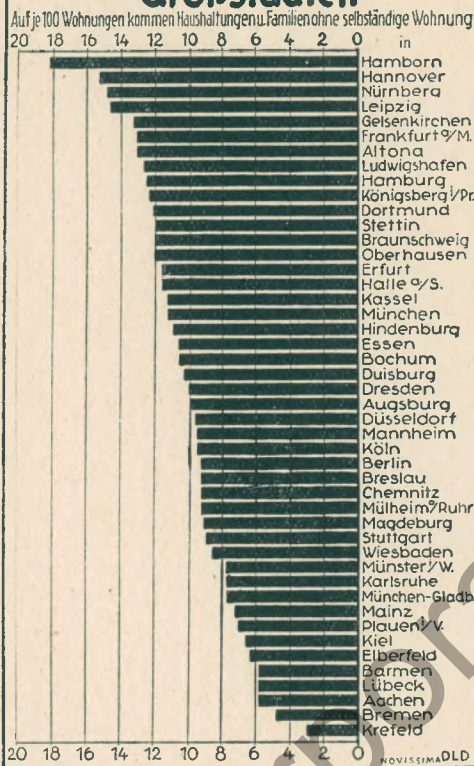


Neben der systematischen Bekämpfung der Tuberkulose haben der zunehmende Wohlstand der durchschnittlichen Bevölkerung sowie die erhöhten hygienischen Ansprüche bewirkt, daß in allen Ländern, soweit statistische Feststellungen zu machen waren, innerhalb der letzten fünfzig Jahre ein ständiges Sinken der Tuberkulosesterblichkeit zu beobachten war. Erst der Krieg und seine Folgen haben die Ziffern wieder beträchtlich emporschnellen lassen. Doch ist in den letzten Jahren ein erneutes Absinken zu beobachten. Im Deutschen Reich ist im Jahre 1926 nach den bisherigen Feststellungen die Tuberkulosesterblichkeit sogar unter 10 von je 10 000 der Bevölkerung gesunken.

* Stoffwechsel oder Stoffumsatz ist die Gesamtheit derjenigen physikalischen und besonders chemischen Vorgänge, durch welche die normalen Lebensverrichtungen der Lebewesen vor sich gehen. Die Pflanze nimmt einfache, anorganische (leblose) Verbindungen auf (Wasser, Kohlensäure, Salze usw.) und erzeugt aus ihnen unter Einfluß des Sonnenlichts und unter Sauerstoffausscheidung organische Verbindungen (Eiweiß, Fette, Kohlehydrate, Vitamine). Das Tier oder der Mensch nimmt diese von der Pflanze gebildeten Stoffe entweder direkt (Pflanzenfresser) oder indirekt (Fleischfresser) auf und verwandelt sie durch Verbindung mit dem beim Atmen aufgenommenen Sauerstoff wieder in einfache Verbindungen (Wasser, Kohlensäure, Harnstoff usw.).

was diese Fettsammlungen in den Nervenzellen sind und was sie bewirken. Gibt man einem Tiere größere Mengen Fettsäuren ein, so findet man schon nach wenigen Stunden in der Lymphe des Tieres zahlreiche Fettkügelchen. Dies läßt uns erkennen, daß die Zellen des tierischen Organismus Glycerin bilden können, das sich mit den Fettsäuren zu Fett verbindet. Der reguläre Vorgang ist nun so, daß das Fett aus den Zellen, in denen es entstanden ist, wieder herausgeschafft und an bestimmten Körperstellen aufgespeichert wird, um in schlechten Zeiten wieder anderen Zellen als Nahrung zu dienen. Für die Zellen, in denen das Fett entsteht, ist es in seiner Form als Fett aber ein Stoffwechselprodukt. Wenn es nun doch in den Zellen verbleibt, so zeigt uns das, daß es mit der Abfuhr in unserem Körper nicht vorbildlich bestellt ist. Auch werden die Nervenzellen durch diese Fettsammlungen nicht größer, sondern sie schrumpfen im Gegenteil mit zunehmendem Alter auch noch zusammen. Vergleichen wir nun das, was wir an den Einzellern beobachtet haben (wie sie in ihren eigenen Stoffwechselprodukten umkommen), mit dem, was sich in den Nervenzellen unseres Körpers abspielt, so erkennen wir eine große Ähnlichkeit. Auch in den Nervenzellen werden die Stoffwechselprodukte nicht sorgfältig genug aus den im Zellenverbände lebenden Zellen herausgeschafft. Sie häufen sich immer mehr in den Nervenzellen an. Diese versagen entsprechend ihren Dienst. Wir verlieren unsere geistige Frische: wir werden alt. Schließlich kommt auch die Zeit, wo die Nervenzellen, die die Herzmuskeln und die Atmung regulieren, ihre Tätigkeit einstellen. Da die Herzmuskeln gleichfalls alt geworden sind, sind auch diese nicht mehr so recht auf ihrem Posten. So hört dann das Herz auf zu schlagen, oder die Atmung steht still. Jetzt muß der ganze Zellenstaat sterben, da auch den anderen

Haushaltungen u. Familien ohne selbständige Wohnungen in den Großstädten



Wo ist die Wohnungsnot am größten in Deutschland?

Haushaltungen und Familien ohne selbständige Wohnung in den Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern im Jahre 1927 auf je 100 Wohnungen insges.



Im gesamten Reich kommen durchschnittlich 8,2 wohnungslose Haushaltungen und Familien auf je 100 Wohnungen. Die Zahl beträgt in den Gemeinden unter 1000 Einwohnern 5,8, über 5000 Einwohner 8,9. Sie steigt von einer Größenklasse zur anderen: in den Gemeinden von 1000 bis 2000 Einwohnern beträgt sie 6,1, von 5000 bis 20 000: 6,3, von 20 000 bis 50 000: 7,8, von 50 000 bis 100 000: 9,1 und über 100 000: 10,3. Für die Großstädte wurden also die ungünstigsten Wohnungsverhältnisse festgestellt.

Zellen keine Nahrung mehr zugeführt wird und keine Stoffwechselprodukte mehr abgeführt werden.

So sieht der Tod aus Altersschwäche aus. Durch das Zusammenleben der Zellen im Zellenstaat ist unserem Leben ein Ziel gesetzt. Unsere Zellen werden eben nicht wie das Pantoffeltierchen immer von frischer Nahrung umspült. Die Zellen unseres Körpers kommen in ihrem eigenen Kot um. So tötet der Zellenstaat sich selbst.

Nun wird man noch fragen können: Wie machen wir es denn, daß wir wenigstens recht lange leben können? Das ist nach den vorherigen Auseinandersetzungen sehr leicht zu beantworten. Wir müssen unseren Körper vor Überanstrengung bewahren und dadurch verhüten, daß die Zellen mehr Stoffwechselprodukte bilden, als durch das Blut fortgeschafft werden können: wir dürfen uns aber andererseits auch nicht ganz auf die faule Haut legen, damit die Zellen nicht mehr Nahrung bekommen, als sie verarbeiten. Und zwar müssen wir dieses günstigste Maß von Arbeit für alle unsere Körperzellen innehalten, denn wenn erst eine Zellengruppe unseres Körpers aussetzt, folgen die anderen meist bald nach.

Also, wenn ihr bei eurer Arbeit euren Körper nur einseitig in Anspruch nehmt — etwa nur geistig —, so treibt Sport, aber vernünftig! Es hat z. B. keinen Zweck, durch vieles Laufen die Beinmuskeln zu überanstrengen und die Muskeln der Arme ganz zu vernachlässigen. Sondern nur dadurch, daß wir alle Organe unseres Körpers gleichmäßig arbeiten lassen, ohne sie zu überanstrengen, erhalten wir uns ein möglichst langes Leben. Entrinnen können wir dem Tode nicht. Wir tragen ihn infolge der verwickelten Organisation unseres Körpers in uns. Die Schlacken des brennenden Lebensfeuers der Zellen in uns bringen unser Leben allmählich zum Stillstand.

Magie oder Naturerkenntnis?

Von Hanns Fischer.

In einer ausgezeichneten wissenschaftlichen Arbeit hat Dr. E. Huber nachgewiesen, daß bereits 5000 Jahre vor Christo bei den alten Babyloniern die Bierbereitung hoch entwickelt war. Grundsätzlich sind bis zur heutigen Zeit die uralten Brauvorschriften beibehalten worden, wenn wir vielleicht auch hinsichtlich der biologischen Vorgänge bei der Bierbereitung tiefere Einsichten gewonnen haben. Damals nun spielte das Bier nicht nur als Volksgetränk und als Opfergabe eine außerordentliche Rolle, sondern es fand auch in der Heilkunde vielfältige Verwendung und scheint als Lösungsmittel einst in der Medizin jene Aufgabe gehabt zu haben, die heute destilliertes Wasser bei der Bereitung von Heiltränken erfüllt. Eine erhebliche Anzahl, wie wir sagen würden, von ärztlichen „Rezepten“ sind auf uns gekommen. Bei deren Besprechung schreibt nun Dr. E. Huber: „Es wird — und das ist ein Anklang an die Heilung durch Magie — zum Beispiel vorgeschrieben, daß die Heilpflanze vor Sonnen- aufgang, beim Vollmond usw. gepflückt sein muß . . . daß man sie . . . auflösen und ohne zu kosten . . . genießen müsse.“

Dr. Huber und mit ihm wohl die weitaus meisten aller Erforscher der Keilschriftentafeln sehen also in derartigen Vorschriften des Pflückens der Heilpflanzen „magische Heilung“. Das will sagen: Kaum jemand unter den entsprechenden Forschern vermag sich im Ernst vorzustellen, daß solche Vorschriften alles andere sind als magisch, sondern nur die Folge einer Naturerkenntnis und einer Naturverbundenheit der Urvölker, die uns in wesentlichen Teilen verloren- ging. Nicht in allen. Denn wenn einer dieser Forscher, dem Zuge der Zeit folgend, sich ein Wochenendhaus baut und dort an den Wegrändern seines Gärtchens Erdbeeren pflanzt, deren Früchte er mit Sahne oder Milch als köstliche Erfrischung genießt, wird er sehr bald dem alten Volksbrauche folgen, die Früchte ganz früh zu pflücken und nicht während des vorgeschrittenen Tages; denn nur die am zeitigen Morgen geernteten Erdbeeren haben jenes wundervolle Aroma, das wir so sehr schätzen. Die am Tage abgenommenen aber sind fad.

Man wird einwerfen, ein solches Vorgehen sei selbstver- ständlich; man wisse das längst, auch ohne wissenschaftliche Bestätigung. Mit Verlaub: Selbstverständlich hierbei ist nur der Brauch, die Früchte dann zu ernten, wenn sie den Ansprüchen genügen, die wir an sie stellen. Aber es ist gar nicht selbstverständlich, daß dies eben nur in der Frühe des Tages der Fall ist. Worauf diese Eigentümlichkeit zurück- zuführen ist, bleibt ein bis heute völlig ungeklärtes Rätsel. Es ist ein Rätsel, ebenso wie etwa die Erscheinung, daß, wie jeder Jmker in der Lüneburger Heide bestätigen wird, die Erika selbst dann, wenn am Abend am fernen Horizont nur Wetterleuchten, nicht einmal Gewitter zu beobachten ist, am kommenden Tage nicht honigt; oder, daß die Gezeichnete Wetterdistel ihre Kelche schließt, lange bevor Regen eintritt; daß die Vogelmiere heiteres Wetter ankündigt, wenn gegen 9 Uhr morgens die Blüten hochstehen und die Blätter bis mittags entfaltet bleiben, jedoch Regen anzeigt, wenn die Blüten geschlossen bleiben und die Blätter hängen; oder, daß die Ringelblume beständige Witterung dadurch ankündigt, daß sie sich zwischen 6 und 7 Uhr öffnet und so bis 16 Uhr verharrt, am selben Tage aber auch Regen ankündigt, wenn sie sich erst nach 7 Uhr erschließt; daß ferner die Birke Regen anzeigt, wenn sie stark duftet.

Hierbei ist zu berücksichtigen, daß diese Anzeichen der leben- den Pflanzen die Fähigkeiten des Barometers weit über-

treffen, daß also nicht an der Änderung des Luftdruckes die Ursache des eigenartigen Verhaltens liegt.

Das alles aber sind Tatsachen, die uns zeigen, daß die Pflanzen sich je nach den äußeren Einflüssen ändern. So gut wie die Erdbeeren ihr reichstes Aroma eben nur in der Frühe besitzen, ohne daß wir wissen, wie dies kommt, ebenso geheim- nisvoll am lichten Tag sind die sonstigen Änderungen des normalen Pflanzenlebens.

Verraten aber kann ich hier, daß der Duft der Erdbeere auch vom Stande des Mondes abhängig scheint. Meine Untersuchungen sind allerdings noch nicht abgeschlossen. Aber derartige Beobachtungen kann jedermann anstellen, zumal uns hier Feststellungen leiten können, die neuerdings Walter v. Egdorf zusammenfaßte, und von denen ich hier einiges mitteilen möchte.

Für den Gärtner alter Schule steht es fest, daß ein wesent- licher Unterschied besteht, wann etwa die Saat dem Garten- land anvertraut wird. Alle Pflanzen, die über der Erde zur Entfaltung gelangen, müssen zu Neumond, alle, die unter der Erde zur Ausbildung kommen, aber zur Zeit des Vollmondes ausgesät werden. Wer anders verfährt, wird „ernten, was er säte“. Das Umpflanzen von Bäumen findet am zweck- mäßigsten zur Vollmondzeit statt, wobei die Krone stark zu beschneiden ist.

Selbst beim Obstpflücken ist auf die Mondphase zu achten; denn bei abnehmendem Mond, am besten in den letzten drei bis vier Tagen geerntetes Obst hält sich länger und fault nicht so leicht. Hierbei wieder sind die frühen Morgenstunden einer späteren Tagesarbeit vorzuziehen.

Stellen wir uns nun einmal vor, daß derlei Angaben sich in uralten Überlieferungen fänden — und sie finden sich in ihnen —, so würden gar viele der Ansicht sein, es handle sich um Meinungen eines primitiven Urvolkes, dessen Glauben hemmungslos war.

Nichts wäre falscher als das! Hier schlummert ein Wissen, das, wie schon betont, uns verlorengegangen ist.

Seien wir doch ehrlich! Haben wir nicht darüber gelächelt, daß bereits die alten Ägypter und neben ihnen die viel älteren Babylonier, ferner die Israeliten und Griechen dem Monde besonderen fördernden Einfluß auf Leben und Wachs- tum einräumten? Aber dieses Lächeln war das der Unwissen- heit. Heute sind diese alten Ansichten als den Tatsachen ent- sprechend erwiesen.

Wir wollen hier nicht vom Einfluß des Mondes auf das Wetter oder auf die Auslösung von Erdbeben, auch nicht auf die Wirkungen des Nachtgestirns auf den Menschen ein- gehen, obwohl heute die Ansicht berechtigt ist, auch hier die alten Überlieferungen als treffliche Naturbeobachtungen an- zusprechen; denn die obigen Beispiele genügen, zu zeigen, daß es sich hier gewiß um keine Magie handelt, sondern um den Ausfluß eines Naturwissens, das nicht auf der heute üb- lichen abstrakten, also zerlegenden und vereinzeln den „For- schung“ aufgebaut war, sondern das um die Kräftebündel und Abhängigkeitsneze des Geschehens wußte und der Natur im Goetheschen Sinne schauend, das ist konkret, also vereinnend, mithin natürlich gegenüberstand.

Dort hinaus will oder besser muß auch unsere Zeit. Sie will gar nicht „magische“ oder „mystische“ Geheimnisse lüften. Sie wünscht nur in die Rätsel der Natur einzudringen; nicht um Einzelheiten zu erhaschen, sondern um die Allverknüpft- heit des Geschehens zu erkennen.



Aus der „Werag“.

Lichtbild B. Eller, Dortmund.

Mit Mikrophon und Grubenlampe vor der Einfahrt.

Mit dem Mikrophon ins Bergwerk.

Von Erich Grisar.

„Es brennt“, kommt kurz das Zeichen der eingestellten Zündung. Alle treten zurück. Da dröhnen schon drei kurze Schläge durch das Gewölbe. Steine und Mörtel fallen von der Decke. Dichter Staub hüllt unsere Gesichter und Apparate ein.

Ein Mann bleibt beim Verstärker. Wir andern gehen weiter. Dunkle Gänge nehmen uns auf. Vor uns leuchtet weiß die Lampe einer Lokomotive. Wir hören das Schleifen ihrer Räder auf den Schienen, über die wir noch stolpern, und treten zur Seite. Vierzig oder fünfzig mit Kohle beladene Wagen gleiten vorüber. Wir blicken dem Zuge nach. Ein kleines rotes Licht verschwindet im Berg. Sonst nichts. Wieder Stille. Vom Schacht kommt ein neuer Zug und holt uns ein. Er bringt Berge in die Abbaureitere zum Ausfüllen der Hohlräume.

Ein Bretterverschlag. Geräusch wie das Stampfen einer Lokomotive fällt uns an. Wir sind am Gesenk, dem zur letzten Sohle führenden Blindschacht. Hinter dem Bretterverschlag steht die Haspelmaschine, die, preßluftgetrieben, die Förderung von hier zu der 180 Meter tiefer liegenden Zwischensohle herverstellt. Einige Minuten lang trinkt das auch hier eingebaute Mikrophon die Geräusche des auf- und niedergehenden Haspels und das Donnern der Wagen, die den Stapel verlassen. Dann steigen wir ein. Langsam gleitet der Korb nach unten. Er hält, und wir klettern heraus. Ein enger Querschlag nimmt uns auf. Die Köpfe gesenkt, wandern wir durch die von kleinen Lampen aufgehellte Nacht. Von Hand geschobene Kohlenwagen rollen an uns vorbei. Kurz gewechseltes Glückauf, dann sind wir wieder allein. Endlich hören wir es scharren. Eine Kreuzung. Aus dem seitlichen Bau leuchten kleine Lichtpünktchen auf. Dumpfe Schüsse rollen im Berg.

Wir sind vor Ort. An Arbeitskisten vorbei geht der Weg. Über unsere Köpfe weg geht ein Luftrohr, das Preßluft an den Arbeitsort bringt. Der Wetterzug, der uns auf unserer ganzen Fahrt begleitet, hat aufgehört. Drückende Wärme treibt uns den Schweiß aus den Poren. Im Holz der Stempel hören wir es leise knistern. Auf einer kleinen Tafel lesen wir: „Flöz Sonnenschein rein.“ Der Steiger erklärt kurz die Bedeutung dieser Tafel, die dem Bergmann sagt, daß der Fahrsteiger den Arbeitsort schlagwetterfrei gefunden hat. Stände „Feuer“ auf der Tafel, dürfte hier nicht gearbeitet werden, bis frische Bewetterung die Schlagwetter vertrieben hat.

An einem Stempel sehen wir eine blanke Steckdose. Der letzte Punkt unserer Expedition. Das Mikrophon wird angeschlossen, und wir sind den Lauschenden über der Erde wieder nahe. Wie wir, hören sie das Rattern der Abbauhämmer und das Klirren der Schrämmaschine, die einen breiten Spalt in die weiche Kohle frist. Halbnaakte Männer bedienen die von Preßluft getriebenen Maschinen. Schwarz glänzt ihre Haut, und nur das hin und her gehende Weiß ihrer verkniffenen Augen verrät, daß sie, die hier fern und tief unter der von Menschen bewohnten Welt ihr einsames und schweres Tagewerk verrichten, Wesen sind wie wir, die die Neugier in ihre Einsamkeit brechen ließ.

Oder war es mehr als Neugier, war es der Wille, teilzunehmen an ihrem Erleben, teilnehmen zu lassen die Tausende über der Erde, deren Tagewerk es ist, die Kraft der hier gewonnenen Kohle in Elektrizitätswerken zu entfesseln oder an den Maschinen die entfesselte Kraft in neue Bahn zu lenken und sie nutzbar zu machen, zum Segen und zur Befriedigung der Bedürfnisse aller?

Das technische Personal der Sendestelle hatte einen ganzen Tag in der Grube gearbeitet. Nun war alles bereit. Die Leitungen waren gelegt zu den Orten, an denen die Stimmen der Tiefe durch das Mikrophon belauscht und weitergegeben werden sollten, um in den Ohren Tausender und Tausender einige Sätze aus der gewaltigen Symphonie der Arbeit aufklingen zu lassen.

Wir stehen an der Hängebank, dem Ort, an dem die im tiefen Schacht von fleißigen Händen beladenen Wagen in unablässiger Folge in das Licht des Tages rollen. Wohlbehütet stehen Verstärker und Meldetelephon aufgebaut. Ein Glockenzeichen. Das Fallgitter rasselte. Dicht bei dicht zwängen wir uns in einen leeren Förderkorb. Ein letzter Blick auf das Maschinenhaus. Raum spürbar ein Ruck. Endloses Band, reißen die Spurlatten unsern Blick nach oben. Dann fällt — eineinhalb Minute sind wir gefahren — wieder Licht in unsere Enge. Wir sind am Füllort des Bergwerks, 640 Meter unter der Erde. Ein wölbiger Raum, Bahnhof unter der Erde, nimmt uns auf. Knarren und Aufprall kleiner Förderwagen, die von schwarzen Männern in den von uns verlassenen Förderkorb geschoben werden, sind die ersten Geräusche, die das Mikrophon den oben Lauschenden aus der Tiefe übermittelt.

Ein Anschlag, kurz und hell verklingend. Wieder knarrende Wagen. Zurufe der Steiger. Antworten. Der mitgefahrte Betriebsführer gibt eine kurze Erklärung der technischen Vorgänge und zeigt uns dann ein frisch gebrochenes Gewölbe, das die Maschinen für den demnächst weiter abgeteufsten Schacht aufnehmen soll. Er bittet uns zurückzutreten. Dann fragt er in das Dunkel hinein:

„Sind die Schüsse gesetzt?“

„Fertig!“ kommt eine Antwort.

„Alles rein?“

„Rein!“

„Steinstaub gestreut?“

„Fertig!“

„Dann so man gohn!“

Der Abbauhammer steht still. Wir hören das leise Rieselnd der Kohle, die unter uns über das Liegende tief hinabgleitet und von Lehrhauern in die bereitstehenden Wagen geschaufelt wird. Der Bohrhämmer knurrte und frist sich in den Berg. Eine Patrone wird in das frisch gebohrte Loch gesetzt. Wieder der Ritus der sich bei jeder Sprengung wiederholenden Fragen und Antworten, dann dröhnt ein Knall. Reißender Rauch frist sich in unsere Lungen. Der Kohlenstaub ist dichter noch als zuvor. Als er sich gelegt hat, sehen wir das frisch gesprengte Bühnloch, in das der Stempel für den vorwärts schreitenden Abbau gesetzt wird. Hinter uns schiebt man einen vollen Wagen in die Kreiselkippe. Ein Knirschen.

Polternd fallen Versatzberge in den Hohlraum des Flözes. Dann ist es wieder still. Der Rauch hat sich lange verzogen. Die Männer vor Ort nehmen ihre Arbeit wieder auf. Wir ziehen den Stöpsel des Mikrophons aus der Steckdose. Die Verbindung mit der Welt ist unterbrochen. Einsam und ungehört rollen die Schüsse durch den Berg. Ungehört bleibt das Stöhnen der schaffenden Männer. Ein letztes Glückauf. Glückauf!

Die Elektriker reißen schon die gestern gelegten Drähte fort. Dampf klingt das Gedröhn der Preßluftwerkzeuge. Geisterhaft pendeln unsere Lampen. Schweigend wandern wir zurück zum Schacht.

Technische Gedenktage.

1. 12. 1827 starb zu Gleiwitzer Hütte August Friedrich Wilhelm Holzhausen. Ihm waren als „Feuermaschinenmeister“ alle Dampfmaschinen des oberschlesischen Berg- und Hüttenwesens unterstellt. Er war einer der eifrigsten Förderer der Dampfmaschine in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

2. 12. 1786 wurde Achilles Christian Wilhelm Friedrich von Faber du Faur zu Stuttgart geboren. Er verwandte die Gichtgase zur Erwärmung der Gebläseluft bei Hochöfen. Daneben ist er der Erfinder des Gaserzeugers.

2. 12. 1836 erhielt Friedrich Siemens das englische Patent Nr. 2861 auf seine Regenerativfeuerung zur Erzielung höherer Temperaturen. Diese Feuerungsart ist für die Industrie, vornehmlich Eisen-, Stahl- und Glasindustrie, von weittragender Bedeutung geworden.

4. 12. 1765 wurde die Bergakademie zu Freiberg gegründet. Sie ist eine der ältesten technischen Hochschulen der Welt.

6. 12. 1903 wurde auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute die Carl-Lueg-Denkstätte gestiftet. Sie wird an solche Männer verliehen, die durch Erfindung oder Einführung einer wichtigen Neuerung auf dem Gebiet des Eisenhüttenwesens und seiner Grenzgebiete sich auszeichnen oder sich durch besondere wissenschaftliche Arbeiten ein hervorragendes Verdienst erworben haben.

10. 12. 1795 wurde Matthias W. Baldwin in Elizabeth (N.J.) geboren. Er war einer der bedeutendsten Pioniere des amerikanischen Lokomotivbaues.

13. 12. 1816 Geburtstag von Werner von Siemens, eines der größten Elektrotechniker. Er verbesserte das Telegraphenwesen und erfand die Dynamomachine. Seine schöpferische und Forschungstätigkeit erstreckte sich auf viele Gebiete.

15. 12. 1832 wurde Alexandre Gustave Eiffel zu Dijon geboren.

Er war ein bekannter Eisenbaufachmann und erbaute u. a. den Eiffelturm (Höhe 300 m) auf dem Montfaucon zu Paris für die Ausstellung im Jahre 1889. Auch wirkte er beim Bau des Panamakanals mit.

15. 12. 1857 starb in Brompton Hall Sir George Cayley, der sich schon vor rund hundert Jahren mit dem Problem des lenkbaren Luftschiffes und des Flugzeuges beschäftigte.

20. 12. 1825 wurde zu Essen der Eisenhändler Friedrich Grillo geboren. Er wurde ein bedeutender Industrieller und war Mitbegründer der „Essener (Maschinenbau- u. S.) Union“ sowie verschiedener Zechen, vor allem der „Consolidation“, der die Stadt Schalke legten Endes ihre Entstehung verdankt.



Das Stahlhaus auf der Werkstoffschau.
Erbauer: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf.

23. 12. 1732 Geburtstag von Sir Richard Arkwright in Preston (Lancashire). Er verbesserte die Spinnmaschine und verschaffte ihr Eingang in die Textilindustrie.

23. 12. 1822 erblickte Wilhelm Sebastian Valentini Bauer das Licht der

Welt. Er beschäftigte sich bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit den Problemen des Unterseebootes.

26. 12. 1791 wurde Charles Babbage geboren. Er spielte in der Geschichte der Rechenmaschine eine große Rolle. Daneben war er als Professor der Mathematik bedeutend und hinterließ eine große Reihe wichtiger Bücher auf diesem Gebiete.

30. 12. 1691 starb zu London Robert Boyle, einer der Begründer der analytischen Chemie. Daneben war er auch als Physiker bedeutend.

31. 12. 1834 wurde zu Köln Franz Carl Guillaume geboren. Er führte die Herstellung von Gußstahldraht nach englischem Muster in Deutschland ein und verbesserte das Telegraphenwesen. Er war der Begründer des Carlswerks in Köln-Mülheim.



Roman von Lu Polbehr.

XII.

(Schluß.)

Es war keine glückliche Familienzusammenkunft.

Frau Anselma dachte daran, wie so ganz anders es doch gewesen, als Felix noch der Chef war. Nun war er nicht einmal anwesend — verreist, kurzerhand verreist. Nicht gerade sehr höflich von ihm, fand Frau Anselma. Er als ältester Sohn, und wenn er auch nur ein Stieffohn war, verreiste, wenn sie nach so langer Abwesenheit zurückkam. Lothar war ganz fort, im Ausland. So sah sie sich nur einem Teil der Kinder gegenüber. Auch Elisabeth hatte sich entschuldigen lassen, ihr Zustand hatte ihr willkommenen Vorwand gegeben, der Mutter noch nicht unter die Augen treten zu müssen.

Immer noch litt sie unter der Blamage, die ihr geworden, wenn sie an das Erlebnis mit dem Hochstapler dachte. Und darum mied sie alle Gelegenheiten, die sie dazu zwangen, daran zu denken.

Frau Anselma hatte in dem kleinen Salon das Stuhlarrangement so geändert, daß sie abseits am Fenster Platz nehmen konnte. Die „jungen Herrschaften“ konnten sich auf die etwas entfernteren Sitzgelegenheiten verteilen. Nur Alfred hatte sich nicht abweisen lassen. Neben der Mutter, auf dem breiten Fensterbrett halb sitzend, sonderte er sich willentlich von den übrigen Geschwistern ab. Und ganz anders als bei den früheren Familienkonventen ging Frau Anselma vor. Hatte sie sonst abwartend geschwiegen, so ergriff sie jetzt gewissermaßen die Offensive.

„Ihr werdet kaum erwartet haben, daß ich mich einfach abfinde mit dem, was ihr im Hause zu ändern für gut befunden. Ich konnte euch nicht hindern, mein Haus, euer Heim zu zerstören, aber keine Macht der Welt kann mich zwingen, dies gutzuheißen. Ihr werdet euch also nicht wundern, wenn ich soviel wie möglich mich auf meine Privaträume beschränke, wenn ich so wenig wie möglich die allgemeine Wohnung aufsuche. Wir wollen darüber weiter keine Worte verlieren. Ihr habt mir deutlich gezeigt, daß eine einzelne Frau, eine Witwe ohne Schutz dasteht. Aber als Mutter habe ich denn doch noch ein Wort mitzureden.“

„Aber liebe Mutter!“ Justine versuchte, die sich in Empörung Hineinsteigernde zu unterbrechen.

„Als Mutter!“ wiederholte Frau Anselma mit scharfer Stimme.

„Wie ist es möglich, daß Alfred aus dem Hause gewiesen wurde? Darüber fordere ich von dir Auskunft, Johann!“

„Ich weiß nichts davon, daß ich irgend jemand aus dem Hause gewiesen habe. Alfred ging freiwillig. Daß ich nicht in der Lage bin, Alfreds Schulden zu zahlen, daß ich mich gezwungen sah, sein Drohenleben zu kritisieren, daß ich Gelegenheit nahm, ihm die Wege zu weisen, auch ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, darüber bin ich als Chef des Hauses niemand Rechenschaft schuldig, auch dir nicht, verehrte Mama! Aber ich habe dir die Gründe zu Alfreds Flucht gesagt, damit du auf deinen

Sohn einzuwirken suchst, daß er nicht länger den Namen Dettenborn herunterwürdigt, indem er in Künstlerkneipen zur Laute Lieder singt.“

Alfred verbeugte sich spöttisch.

„Verbindlichen Dank für deine liebevolle brüderliche Aussage! Ganz gewiß habe ich vorgezogen, mich auf eigene Füße zu stellen, und werde auch dabei verbleiben.“

Alfred hatte die Hände in den Taschen. Bei den Worten spielte er mit einer Banknote, die ihm die Mutter vor einer halben Stunde zugesteckt. Es war höchste Zeit, daß die Mutter zurückgekommen, er war schon nahe daran gewesen, doch wieder unterzuschlüpfen.

Jetzt fühlte er sich wieder Herr der Situation.

„Zimmerhin“, begann er von neuem, „hat es einen pikanten Reiz, wenn man bedenkt, daß der bei mir wohnende Kollege in jeder Hinsicht vom Chef des Hauses Dettenborn gefördert wird, während für den eigenen Bruder keine Verkäufe seiner Bilder nach dem Auslande getätigt werden.“

„Ich glaube nicht, daß Mama uns zu sich bat, um Kritik und Werturteile über Kunstwerke zu hören.“

„Ich verstehe nicht, was ihr meint“, sagte Frau Anselma abweisend. „Jedenfalls möchte ich bitten, daß ihr mir das Wort laßt. Und nun wende ich mich an dich, Justine. Wie konntest du eine solche Verantwortung übernehmen und mein Kind, meine Gabi, in ein Büro schicken, zu diesen bankrotten Radmanns. . .“

„Aber, liebe Mutter, ich bin doch so glücklich dort!“ rief aufgeregt Gabriele.

„Unsinn! Das hat dir Justine nur vorgeredet, bis du es selbst geglaubt. Vor einem halben Jahre hast du dir die Haare gefärbt und hast durch das Haus gesungen und gelacht, und jetzt willst du ‚so glücklich‘ sein als Tippfräulein! Nein, daß ihr es nur wißt, das dulde ich nicht! Ich dulde es unter keinen Umständen!“

„Ach liebe, liebe Mutter,“ — Gabriele war aufgesprungen, war zur Mutter geeilt und hatte sich erregt vor sie hingekniet — „laß mich doch nur bei Martina Radmann! Auf der ganzen Welt wüßte ich keinen Platz, wo ich lieber wäre.“

„Und das sagst du zu deiner Mutter, die ein Vierteljahr fortgewesen?“

„Ach, warum warst du ein Vierteljahr fort —! Jetzt, nein, jetzt darfst du mich nicht von Martina fortrennen!“

Da zog Frau Anselma die Knie zurück, auf die sich Gabi gestützt hatte, und schob die heißen, bittenden Hände ihres Kindes weg.

Mit dem Ausdruck völliger Verständnislosigkeit schaute sie von einem zum andern. Als aber Justine aufstand, um zu ihr hinzutreten, wies sie die Tochter heftig ab.

„Nein, nein, kein Wort! Ich will kein Wort mehr hören!“

Sie erhob sich verstört, fälschunglos.

Johann aber sagte mit ruhiger Stimme, während auch er aufstand: „Ich hoffe, liebe Mama, du wirst doch bald

finden, daß kein Grund vorhanden, so verzweifelt zu sein. Alles, was wir getan, haben wir unter dem Druck der Verhältnisse tun müssen, haben wir nach bestem Wissen und Gewissen getan."

"Oh, spare alles Weitere! Was soll ich tun? Vielleicht Wäschebeschlüßerin werden oder Oberin in einem Sanatorium?"

Da fuhr Justine auf. Nein, war es noch erträglich, die eigene Mutter so ohne jede Einsicht zu sehen? Sie fühlte jede Toleranz, jede Rücksicht schwinden. Johann aber legte beruhigend seine Hand auf ihren Arm.

"Nichts von alledem, verehrte Mama. Wir hoffen, daß du deinem Hause, wenn es auch verkleinert ist, wieder die gütige Hausfrau, deinen Kindern die liebende Mutter sein wirst. Was wir tun können, geschieht, dir dein persönliches Behagen zu erhalten, deinen Gewohnheiten Rechnung zu tragen. Ich werde dir morgen eine Abrechnung vorlegen."

Da lachte Frau Anselma auf.

"Verschone mich mit Abrechnungen und spare deine Worte! Tut, was ihr wollt, aber bildet euch nicht ein, daß ihr je meine Billigung zu all dem abpressen werdet! Alfred, du bleib noch!"

Es sollte zu keiner inneren Verständigung zwischen der Mutter und den Geschwistern kommen.

Der einzige, der eine Verbindung hätte herstellen können, Alfred, hütete sich. Es wäre nicht in seinem Interesse gewesen, wenn sich die Liebe der Mutter nicht mehr auf ihn allein konzentriert hätte. Er wurde ihr Begleiter, ihr Ritter. Er war der einzige in der Familie, der immer Zeit hatte. Er stand ihr immer zur Verfügung für Arrangements von Gesellschaften der vielen Vereine, denen Frau Anselma angehörte. Er machte Entwürfe, er wurde der unentbehrliche künstlerische Berater. In Cafés und Künstlerlokalen musizierte er nicht mehr. Das warme Abendessen und vieles darüber erhielt er bei der Mutter. Aber es gab kein Wohltätigkeitsunternehmen, keine Festlichkeit irgendwelcher Art, bei der er nicht zur Laute seine Lieder gesungen hätte. Frau Anselma war nicht gesonnen gewesen, sich in Einsamkeit und Häuslichkeit zu vergraben.

Sie suchte die alten Freunde auf, war schnell wieder in ihrem Kreis heimisch. Wenn man die elegante Frau, meistens in Begleitung Alfreds, sah, dann korrigierten die ihr Urteil, die vorher mit „Man weiß nicht“ und „Man hat gehört“ Zweifel am „Haus Dettenborn“ geäußert. Frau Anselma hatte auch mit verzeihendem Lächeln über die „Schrullen“ ihres Stiefsohns gesprochen, der durchaus mit dem Kontor in das Haus ziehen wollte.

Oh, Frau Anselma kannte die Menschen gut, mit denen sie leben wollte.

Frau Anselma brachte es auch fertig, Alfred in Mode zu bringen. Seine kleinen koketten Zeichnungen fehlten bei

keiner Lotterie. Junge Mädchen schmückten ihre Wände mit diesen schlankbeinigen, seidenbestrumpften Dämchen. Die Bildchen waren so reizend und — so billig! Das mußte leider doch immer bedacht werden.

Wenn die Frauen im Familienkreis über die Dettenborns sprachen, wenn sie sich überzeugt äußerten, daß alles Gerede über geschäftliche Schwierigkeiten der Firma doch blauer Dunst gewesen, sagten die Männer nicht viel dazu. Daß sich das Haus Dettenborn erholte, war offensichtlich, daß es aber sehr schlimm gestanden, davon waren sie überzeugt. Sie wußten zu genau, wo sie alle der Schuh drückte. Vor Johann Dettenborn hatten sie einen großen Respekt, und über Lothar verlautete auch nur Bestes. Eine Zeitlang habe er ja nicht sehr saubere Geschäfte gemacht, aber das habe ihm Johann

schnell ausgetrieben. Justine, das war in der Kaufmannschaft bekannt, war ein tüchtiges Frauenzimmer. Wenn es auch eine Frau nicht gerade reizvoll und begehrenswert machte, so war doch nichts dagegen zu sagen. Im allgemeinen war man ja froh, daß die Frauen wieder in das Heim, an ihren eigentlichen Platz zurückkehren konnten, wenigstens die, deren Männer aus dem Kriege zurückgekehrt und ihre Geschäfte wieder selbst führten. Es stand der Frau mehr an, durch Häuslichkeit die geschäftlichen Sorgen der Männer zu erleichtern, als mitzuarbeiten. Die Dettenborns bewiesen einmal wieder auf alle Fälle, was ein altes Handelsgeschlecht bedeutete. Daß dazwischen einer aus der Art schlug, bei so viel Kindern! ... Der Älteste, der Felix, war ganz aus dem Geschäft ausgetre-

Herbst.

Das Jahr wird alt. —

In seine dichten, grauen Nebelhaare
hüllt es voll stummer Trauer Feld und Wald.

— — —
Still liegt der Sommer auf der Totenbahre. —

Ein goldner Traum weht über allen Bäumen,
fällt leicht und wunderbar zur Erde nieder.

Und traurig stehn, wie halbverwehte Lieder,
die letzten Blüten, die den Weg umsäumen.

Der Sommer starb, nun kommt der Winter bald,
und Abschiedsweh durchzittert rings die Luft,
liegt müde über letztem Glanz und Duft. —

Das Jahr wird alt. —

Alf. Riem.

ten. Er war ja von jeher ein versonnener Eigenbrötlerr gewesen, so eine Art Gelehrter. Er habe eine Erfindung gemacht, wollte man gehört haben. Na, und der Alfred — der war ein Lustikus, ein leichtsinniges Huhn. Für den war es gut, daß ihn die Mutter an die Strippe genommen. Es war eben eine prächtige Frau, die Geheimrätin, weisflug und verständig. Auch daß sie die Kleine noch aus der Gesellschaft fern hielt — die sollte eine etwas unklare Liebesaffäre in einem Badeort gehabt haben. Aber gewiß war das auch nur halb so schlimm gewesen. Man wußte ja, wie schnell einem etwas angehängt werden konnte, besonders wenn es sich um angesehene Familien handelte.

So und vielleicht auch hin und wieder etwas weniger freundlich war die öffentliche Meinung über die Familie Dettenborn.

Frau Anselma fühlte sich dabei wohl. In das Kontor aber drang nie die Fama. Zähe Arbeit ließ die Tage dahineilen.

Zwei Wochen war Felix abwesend gewesen, da stand er plötzlich unangemeldet im Kontor, gerade als Justine mit Johann neue Muster zusammenstellte, die an Lothar gesandt werden sollten.

„Willkommen, Felix!“ Johann stand auf.

Justine aber brachte kein Wort erst heraus — erwartungsvoll sah sie Felix an. Da sah sie Felix' frohe Augen, und sie rief:

„Du bringst gute Nachricht!“

Ja, da stand er nun vor den Geschwistern und wußte nicht, wie er es ihnen sagen sollte. Sie warteten geduldig.

„Ja, es ist schon so. Eine amerikanische Firma — weiß der Himmel, woher sie Wind bekommen! — bedrängte mich. Steigerte ihre Angebote von Tag zu Tag. Als mir nach allen Versuchen in den Farbwerken Angebote gemacht wurden, meinten die Herren selbst, wenn ich nach Amerika ginge, würde ich mich ganz anders sehen. Mit Amerika könne keine deutsche Firma konkurrieren, könne überhaupt zur Zeit kein Land mehr konkurrieren. Das ist natürlich alles Mumpitz. Ich werde meine Erfindung den Amerikanern verkaufen — in Deutschland soll sie bleiben!“

Johann stand vor Felix.

„Du bist ein Prachtkerl und ein furchtbar schlechter Kaufmann, Felix!“

„Ja, Johann, ein schlechter Kaufmann bin ich. Das wißt ihr, und ich weiß es auch. Aber die Bedingungen sind für deutsche Verhältnisse so günstig, wie ich es mir nur wünschen konnte.“

„Was meinst du, Justine, wäre nicht die rechte Gelegenheit, einmal ein Glas von dem Wein zu trinken, den Vater für seine Geschäftsfreunde hatte? Leg' ab, alter Junge, setz' dich!“

Felix folgte der Aufforderung — dabei sah er jetzt erst sich in den neuen Räumen um.

„Und wie schaut es im Geschäft aus? Jetzt erst wag' ich zu fragen, denn endlich kann ich doch auch etwas im Geschäft nützen. Hier, das leg' ich auf den Tisch des Hauses!“

Und Felix kramte aus seiner Brieftasche eine Anweisung auf die Deutsche Bank.

„Das ist die erste Rate, vielleicht könnt ihr etwas damit anfangen?“

„Ob wir etwas damit anfangen können! Was meinst du, Justine?“

Johann hatte den Scheck Justine hingereicht, die eben goldbraunen alten Cherry in Gläser füllte.

„Johann, dann brauchen wir vorerst ja Holland gar nicht!“ rief sie erfreut.

„Nein, dann brauchen wir Holland nicht. Aber wenn sich Felix einbildet, daß er sich damit von der Firma loskauft, irrt er sich. Das zählt er ein als Teilhaber — meinetwegen als stiller!“

„Aber als sehr stiller nur!“

Die Gläser klangen freudig zusammen. Bewegt aber hörte Justine, daß nun auch Felix das Elternhaus verlassen würde, man hatte ihn in den Farbwerken zu binden gewußt.

Als Felix hinaufging, den Reiset Staub abzuschütteln und, wenn er vorgelassen würde, Frau Anselma zu begrüßen, sagte Johann zu Justine: „Du scheinst ganz besonders froh, daß wir Holland nicht brauchen.“

Als Justine schwieg, legte er den Arm um ihre Schultern. „Ich hatte geglaubt, daß der gute Jan sein Haus für eine Dettenborn gerüstet.“

„Ich hatte es ihm abgeraten, Johann.“

„Für alle Zeiten?“

„Für alle Zeiten.“

Sie wick seinem Arm nicht aus, und sie sprach ruhig und ohne jede Bitterkeit.

„Solange Platz hier im Haus für mich ist —.“

„Justine, meinst du, dies Haus könnte einmal keinen Platz für dich haben?“

„Ja, Johann. Ich habe mir schon sehr den Kopf zerbrochen, wie wir das einmal einrichten werden, wenn —.“ Nun stockte sie und sah Johann an.

Der legte eifrig Beise auf seiner Schreibtischplatte zusammen. Scheinbar gleichgültig begann sie von neuem zu reden.

„Weißt du, unsere Generation in Ehren, wir haben uns bis jetzt ja ganz brav durchgerungen und werden es hoffentlich auch weiter können. Mit einem Steuermann an Bord, wie du bist — unser Schiff ist nun kein Spielball der Stürme mehr, und die Planken haben auch leidlich zusammengehalten — ja — was ich meinte — Zeit wird es, daß für eine neue Familie Dettenborn gesorgt wird. — Man möchte schließlich wissen, wofür man so schafft. Der Gegensatz der Generationen ist sowieso immer ein großer — da darf man ihn nicht vergrößern, daß man zu lange wartet. — Felix? Nun, dem darf man damit nicht kommen — außerdem geht der ja fort. — Und Lothar?“

Das mag einmal ein ganz guter Seitenstamm werden, aber natürlich lauter Engländer. Wirklich, Johann, da bleibt es doch an dir hängen, nicht?“

Da trat Johann vor Justine. „Also, du meinst —?“

„Ja, es ist doch deine Pflicht.“

„Auf unser schwankes Schiff neue Passagiere aufzunehmen?“

„Daß es schwanken, Johann! In Not ist es nicht mehr und soll's nie mehr kommen. Und wegen der Rabinen — da laß mich nur sorgen!“ — Und nun war sie wieder ganz die alte Justine, sachlich und ruhig, als sie das Paket aufnahm.

„Also der Diener soll es verpacken, ja?“

Das „Ja“ von Johann klang etwas zerstreut.

Sein Blick folgte Justine und blieb an der Tür hängen, die sie geschlossen. Was war sie doch für ein Prachtmädchen — Justine Dettenborn! Dann wandten sich seine Gedanken Martina zu. Konnte der alte Radmann nun wirklich sein und seiner Frau Geschick wieder selbst in die Hand nehmen — warum sollte er nicht noch heute abend Martina fragen, was sie davon hielt — ob sie es wagen würde, mit einem Dettenborn auf hohe See zu gehen —?

Ende.

Winternachmittag.

Die Flocken fallen langsam, schwer und dicht,
die Welt einhüllend, wie in weißen Dust.

Um alle Dinge weht ein fahles Licht,
und seltsam Grauen zittert in der Luft.

Und alle Menschen sind wie dunkle Schemen,
die stumm und lautlos durch die Straßen gleiten
und einer Seele Sehnsucht mit sich nehmen —
und untertauchen in den weißen Weiten.

Und alle Dinge werden riesengroß,
von Dämmerung geheimnisvoll umspinnen.
Die Erde schläft, all ihrer Sehnsucht los,
und träumt von Auferstehn und Frühlingssonnen.

Alte Riem.

Christnacht im Schnee.

Von Hans Heiling.

Er konnte in diesem Jahre nicht im Trubel der weihnachtlichen Stadt leben. Seine Sehnsucht ging in die weißen Berge und in die stillen Wunder des Schnees. Weiße Weihnachten . . . ! Das war eine seltene Angelegenheit in Deutschland geworden. Alle Bilder von einst: brennende Lichterbäume in tiefeingeschnittenen Häuschen, im Schnee versteckte Weiler und schwer seufzende Tannenwälder, alles das schien im deutschen Mittelgebirge gewesen zu sein.

Und so war er ins Allgäu gefahren. Durch die weihnachtliche Bewegtheit in den Bahnen ging sein Denken in die Berge. Alles schien fremd um ihn. Höher hinauf mußte er. Die Menschen unter sich lassen. Ganz allein mit dem Ski in der Winternacht, damit endlich Klarheit vor ihm würde. Oh, er wußte, warum er diese Flucht aus der Welt betrieb. Immer hatten ihm seine Schneeschuhe die Ruhe wiedergebracht, wenn das Branden zu scharf wurde. Die Nächte damals in der Inflation. Mutterseelenallein auf den Skiern durch den verschneiten Harz, von Wernigerode nach Schierke. Nur die Sterne und der fahle Mond über der froststarrenden Welt. Da läuterten sich die Gedanken, und alles wurde wesentlicher in ihm.

Auch einmal: Eine Nacht voller Silberlicht über den tiefverschneiten Tannen am Wurmberg. Aus dem Schlagschatten des Waldes trieb er auf die Stieglitzecke zu. Mit seinem Rauschen schnitten die Hölzer den Schnee. Leichte Abfahrt auf das weiße Feld, das im grellen Mondlicht schneeüberpulvert vor ihm lag. Auf einmal eine große Harztanne im Licht vor ihm. So hell war das, daß er seine Hand vor die Augen hielt. Der Frost knackte im Walde die Zweige von den Bäumen, daß seines Silberstiebes die stummen Schneeträger umfing. Sonst hörte man nichts. Und nach Jahren meinte er noch, daß irgendein helleres Weihnachtsleuchten um seinen großen Tannenbaum gestanden hätte. Unwirklich hell und doch geschaut.

Und das alles trieb ihm durch die Seele, als der Zug in die Berge hinaufszogte. Bald mußte Oberstdorf kommen. Er sprang mit den Augen über die Gipfel in dunstigem Licht, überglättete liebevoll seine Bretteln, schwarzes Hickoryholz mit mancher Scharte pfeilschneller Abfahrt, und holte den Rucksack aus dem Neß. Der Weg nach Mittelberg war weit. Ihm lag nichts daran, sich mit einem Rutscher zu unterhalten, der seinen Schlitten ihm anbot. Er stapfte über die Rodelbahn hinauf nach der Schratzwang. In Schönblick war es sicher einsam, und man würde ihn nicht zwingen, an irgendeinem Tannenbaum zu sitzen. Die weite Alm sollte sein Weihnachten sein, tosende Abfahrten seine Christfreude, ungebundenes Gleiten, rastloses Aufgehen in das köstlichste Schwingen sein Julgeschenk.

Er mochte das schwere Steigen nicht mit seinen Skiern überwinden. Schritt für Schritt sich da durchkämpfen, immer wieder vor weißen Wellen stehen und sich nicht beugen vor der Last des Schnees, die sich ihm entgegenstellte. Vielleicht läuterte dieser Kampf schon. Vielleicht war sein Blick oben freier. Stundenlanges zähes Aufwärtsschreiten — was machte ihm das, der die Menschen heute, am Abend des Festes der Liebe, meiden wollte!

Und wie in diesem Kampf gegen die weißen Wellen, die der Ski spielend hinter sich läßt, aller Trost in ihm aufkeimte und ihn stärkte, so wuchs seine Freude an dem Winter, den er endlich gefunden hatte. Ein müdes Licht leuchtete in die Winternacht hinaus. Schönblick. Er kannte den Weg hier

herauf aus vielen Skifahrten, die zum Jellhorn und zur Schratzwang geführt hatten, die man mit Recht das Oberstdorfer Skiparadies nennt. Und er stand auch heute, in dieser Weihenacht, still vor dem Bildchen, das sich sooft in seine Seele gebrannt hatte: auf tiefdunklem Samt das silbrige Leuchten der Lichter im Tal. Jetzt mußten sie die Glocken läuten, in Loretto war Christmette. Tannenbäume jubeln da unten die Weihnachtslieder, froher Jubel in harten Gesichtern.

Da band er die Bindungen fest, und in schwerem Steigen umging er das Licht von Schönblick zum Weg in seine Weihenacht. Hoch ragt die Alm gegen den Grat des Jellhorn. Das Walsertal tief unten. Weite Hänge beschwingter Schussfahrtfreuden stürzen ab. Schlanke Doppelspuren leuchteten in dieser hellen Christnacht blauschimmernd auf. Ihn trieb es weiter. Ah, Hoher Fien, ich grüße dich . . . ! Und er schwang seinen Stock und jubelte innerlich. War gleich darauf still wie einer, den man bei einer falschen Wegzeile ertappt hat.

Aber das große Wunder kam auch über ihn. Es ist kein leeres Wort: Wer einmal einen Winter auf den langen, schmalen Hölzern die weiße Welt sah, der bleibt ihnen treu durch ein Leben voller Mühen und Sorgen. Der Skilauf läßt den nicht mehr los, der über die Hänge in wilder Schussfahrt flog und andächtig vor den weißen Wundern des Winters stand, verloren im Weihnachtswalde.

Und heute, in der Weihenacht, kam der Mond spät in das Walsertal. Er wollte die Lichter nicht übertönen, die die Menschen sich aufsteckten auf grüne Tannen und in ihren Herzen. Aber er traf den einsamen Skiwanderer droben im Winterwald, der dunkel nur eine Fahrtriefel ließ in alter Spur. Lange Strahlen spielten um die Bäume, der Schnee leuchtete auf. Der Fien war so nah. Und alles war so still. Auf der Alm lag in silbriger Breite das Licht.

Erfüllung . . . ? Wenn unsere Sehnsucht vor den Toren steht, dann hat man sich überfreut. Auch er trieb seine Bretteln mühselig und ohne Schwung durch diese Pracht. Noch über einen Steilhang. Dann kam das Gleiten, und oben war die Welt auch freier. Heute waren alle Weihnachtsmärchen, denen er ja eigentlich nachgelaufen war, so weit und fern im Walde. Höhen müssen sein für die Weite der Seele.

Ein vieltausendstimmiges Läuten schlug in seiner Schneeeinsamkeit um ihn. Ein Singen von tausend Psaltern: Freue dich, freue dich, o Christenheit! O du Weihnachtswelt, du Schnee und weißes Feld! Ein freudiges, frohes Schwingen setzte an. Eine Stunde hatte er oben gestanden . . . weit über allen Menschen. Und dann glitten langsam seine Ski in den Pulverschnee und stäubten weiße Wölkchen in das Mondlicht. Der Rausch der Abfahrt umfing ihn. Nein, nein, das Leben war wieder da. Wendepunkt wurde dieses Gleiten, Aufschrei in stiller Weihnachtsnacht, köstlichste Beschwingtheit und ein Streben zu den Tälern, die uns immer wieder rufen, wenn der Höhenwind um Sorgenstirnen spielt.

Über die Schratzwang in saufender Eile. In den Wald. Er kannte die Abfahrt. Nach Riezlern. Herum um den Ort. Jetzt sang er schon vor sich hin. Noch einmal hinauf und dann . . . endloses Gleiten . . . freudiges Ausklingen alles Leids: ja, ja, ich will wieder bergab . . .

Als die Leute in Mittelberg zur Frühmesse gingen und mit weihnachtsmüden Stimmen das uraltschöne Marienlied sangen, schritt ein neuer Mensch durch den knirschenden Schnee in den Weihnachtsmorgen.



Das Wintersonnenmärchen

Von Otto Ernst.

Gestern in der Dämmerung vernahm ich hinter den winterlichen Nebelhüllen ein Licht und ein Klingen. Es war wie ein blinzelter Stern, ein verirrter Klang . . .

Denn nun beginnt ja schon die große, heilige Dichtung, die die Leute „Weihnachten“ nennen.

So schöne Dichtungen gibt es nur noch wenige. Eine heißt: „Entschwundene Kindheit“; eine andere: „Der nächste Frühling“. Weiß jemand noch eine?

Es ist ganz unbestimmt, wie lang die schöne Dichtung ist, die „Weihnachten“ heißt. Es ist schon eine hübsche Zeit her, daß ich in erster Frühe aus dem Schlafe geweckt wurde durch ein eifriges und andauerndes Geplapper. Das Geplapper kam aus der Schlafstube der Kinder. Es war noch ganz dunkel. Ich horchte.

„Sechsendsechzigmal!“

„Nein, siebenundsechzigmal! Sieh mal: heut ist der achtzehnte, nicht? Bleiben also noch dreizehn Tage.“

„Zwölf!“

„Ach Junge! Oktober hat doch einunddreißig!“

„Na ja: dreizehn.“

„Und November hat dreißig, macht dreiundvierzig, und dann noch vierundzwanzig vom Dezember, macht siebenundsechzig. Noch siebenundsechzigmal schlafen, dann ist Weihnachten.“

„Hm . . .!“

So früh schon vernehmen die Kinder aus dem Winterdunkel das ferne Schimmern und Singen . . .

Und dann ziehen sie jeden Morgen eins ab: jetzt noch sechsundsechzigmal schlafen . . . jetzt noch fünfundsechzigmal . . .

Ganz so früh fängt für mich das Weihnachtslied nicht an. Aber doch schon früh. Der erste hergewehrte Hauch eines nahenden Gesanges ist so schön in seiner geheimen Ahnungsfülle!

Wir haben immer unsere stille Freude an einem Experiment, meine Frau und ich. So um den September und Oktober herum sind die älteren unter den Kindern noch fest überzeugt, daß der Weihnachtsmann nirgends anders existiere als im Portemonnaie des lebenswürdigen Vaters. Natürlich genießen sie volle Glaubensfreiheit. Nur gelegentlich fällt ein Wort, daß man den Knecht Ruprecht auf der Straße getroffen, sich längere Zeit mit ihm über die diesjährige Tannen- und Puppenrente unterhalten habe, daß gestern abend sein rauhaariger Kopf hinter den Eisblumen des Fensters aufgeleuchtet sei . . .

Im November etwa werden die rationalistischen Überzeugungen schmerzhaft; die Nachrichten vom Weihnachtsmann werden mit einem merkwürdigen Schweigen aufgenommen. Wenn man ganz heimlich um den Lampenschirm herumschaut, dann sieht man große, stille Augen mit nachdenklichem Blick in die Ferne gerichtet. In einem Augenblick der Stille hört man ein tiefes Atmen. Im Dezember erfolgt dann die Kapitulation. Man nimmt den Glauben an den alleinseligmachenden Weihnachtsmann an und entsagt dem heidnischen Glauben an das Portemonnaie. Wer jetzt noch Zweifel äußert, wird von den anderen schon entrüstet zurechtgewiesen. Wenn dann der heilige Abend da ist und man hinter der Tür mit gräßlich verstellter Stimme fragt: „Seid ihr denn auch artig gewesen?“ — dann kann es allerdings geschehen, daß gerade das Jüngste mit pietätloser Unschuld antwortet: „Ja, Papa!“

Den anderen sagt ein sicherer Instinkt, daß zu viel Gehör in diesem Augenblick unangebracht wäre. Nachher freilich, wenn sie ihre Geschenke weg haben und der dunkle Tannenbaum seine goldenen Augen aufgeschlagen hat, dann schreien sie: „Ach, ich hab’ wohl gehört, daß du es warst, Papa, du hast so tief gesprochen: Wuuuuuu . . .“ Dann sind sie frech, dann ist die ganze Bande wieder unglaublich.

Die Kleinen erinnern einen halt sooft an die Großen.

Wozu sollte man ihnen auch durchaus den Weihnachtsmann aufnötigen; es gibt ja so viel andere schöne Götter!

Bis ins heiratsfähige Alter erhält man ihnen den Glauben an den Weihnachtsmann doch nicht! Dann haben sie längst eine Menge anderer Glauben gehabt. Und später, wenn sie längst eingesehen haben, daß nur Liebe der Eltern es war, was ihnen einst die strahlenden Stunden der Weihnacht bescherte, dann werden sie finden, daß Liebe in dieser greuelvollen Welt viel wunderbarer, seltsamer und heiliger ist als ein Weihnachtsmann.

„Was wünschst du dir?“ frag’ ich die Kleinste.

„Ich wünsch mir ’ne Puppe, die schlafen un schreien un trinken kann — aber richtig trinken! — un denn ’ne kleine Babyflasche mit ’m klein niedlichen Lutscher auf, un ’ne ganz, ganz kleine, süße Klingelbüchse. Ist das ungeschämt?“

„Nein, das ist nicht unverschämt. Was schenkst du mir denn?“

„Ja, was wünschst du dir?“

„Ja, wieviel Geld hast du denn in deinem Spartopf?“

„Mama, wieviel hab ich?“

„Fünfundachtzig Pfennige.“

„Fünf’nachzig Sennige.“

„Na, dann wünsch’ ich mir ein großes, schönes Haus mit einem großen, schönen Garten.“

„Mm. Und was noch mehr?“

„Und dann einen schönen Wagen mit zwei wunderschönen Pferden davor!“

„O ja!! Un was noch?“

„Und ein großes Bauerngut mit lebendigen Pferden und Rühn und Schweinen und Ferkeln — aber richtige Ferkel, mein’ ich, nicht solche, wie ihr seid!“

„Nein! Un was denn noch?“

„Ja — wenn du mir dann noch einen Original-Böcklin schenken willst —“

„Was?“

„Na, laß nur, dazu reicht’s doch nicht!“

Dem Jungen brennt so ein Haupt- und Herzenswunsch auf der Seele, das sieht man. In seinen Augen glüht ein traumfernes Entzücken.

„Was möchtest du denn haben?“

„Vater — sag’ erst mal, ob das Buch von Robinson teuer ist.“

„Fürchtbar teuer.“

Sein Kopf sinkt auf die Brust.

„Aber es geht vielleicht — mal sehen.“

Da entbrennen seine Augen.

„Vater — ich will auch gar nichts anderes haben, wenn ich nur das Buch von Robinson krieger!“

Solch ein Verlangen stillen: das nenn’ ich eine Weihnachtsfreude!

Es ist merkwürdig, daß sie die finanzielle Seite der Frage erwägen, obgleich sie doch an den Knecht Ruprecht glauben.

Und merkwürdig ist es auch, daß sie sich gar nichts „Praktisches“ und „Nützliches“ wünschen, wie wollene Unterjacken und dergleichen. Mein Nachbar, ein gewisser Herr Schraffelhüber, hat einen Jungen von acht und einen von sechs Jahren. „Ich schenke meinen Jungen grundsätzlich nur nützliche Sachen zu Weihnachten,“ sagte er zu mir, „wie Stiefel, Strümpfe, Mützen, Schulrözel und dergleichen. All der andere Tand und Spielkram verleitet sie nur zur Torheit, Faulheit und Unaufmerksamkeit und bringt sie dahin, den Wert des Geldes gering zu achten. Die Großmutter schenkt ihnen ein Stück Spielzeug, und das genügt. In ein paar Tagen ist es doch wieder kaputt.“

„Herr Schraffelhüber,“ sagte ich darauf, „Herr Schraffelhüber, wissen Sie, was ich Ihnen gönne, Herr Schraffelhüber? Ich gönne Ihnen, wenn Sie mal in den Himmel kommen, daß der Herrgott Ihnen einen großen und dauerhaften Regenschirm schenkt und sagt: „Hier, mein lieber Schraffelhüber, hast du einen großen und dauerhaften Regenschirm als Krone des Lebens. Dein Platz ist nämlich draußen in meiner dicksten Regenwolke. Da wirst du diesen praktischen, nützlichen und zweckmäßigen Regenschirm zu schätzen wissen.“

Seitdem haßt er mich; aber wenn solche Leute mich hassen, das wärmt mich so recht innerlich, als wär's der herrlichste Weihnachtspunsch!

An solchen Festen soll ja der Beschenkte kosten „von dem goldnen Überfluß der Welt“, und man soll ihm spenden, was ihm unter gewöhnlichen Umständen nicht erreichbar wäre! Wenn der arme Teufel barfuß läuft, so schenkt ihm Stiefel und Strümpfe; wenn er aber des Leibes Notdurst hat, so schenkt ihm eine Trüffelswurst oder Henry Clays oder eine Radierung von Klinger oder — warum nicht, wenn er sich's wünscht?! — eine kleine Drehorgel, gerade weil es Verschwendung ist, weil es Luxus ist, weil es ein Spiel ist! Ach mein Gott, wir haben ja alle das Spiel so nötig! Dazu sind uns ja Lage des Festes gegeben, daß wir einmal herauströmen aus der verdammten Trivialität der Regelmäßigkeit! Darum verzehrt man ja am Weihnachtsfeste so viele Kuchen, Äpfel, Nüsse, Mandeln, Rosinen, Datteln, Feigen, Mandarinen und Apfelsinen mit den zugehörigen Getränken, weil selbst die geregelte Verdauung etwas ist, was unterbrochen werden muß, wenn es nicht langweilig werden soll!

Ich kann euch sagen: Ich hab' die Nützlichkeit geschmeckt. Die guten Eltern waren keine Prosaiter, wenn's nicht nötig war. Aber als ich vierzehn Jahre alt war, da hieß es: „Der große Junge braucht wohl kein Spielzeug mehr; der kriegt diesmal was Nützliches.“ Natürlich stimmte ich stolzen Herzens zu; es war ja noch vierzehn Tage vor Weihnachten. Ich, ein junger Mann von vierzehn Jahren, soll mir Spielsachen schenken lassen — lächerlich! Als dann aber die Bescherung kam, da waren wirklich keine da! Die jüngeren Geschwister hatten niedliche Windmühlen und Baukästen und Hühnerhöfe; aber ich hatte nicht ein einziges Stück, sag' ich euch! Nur Kragen, Strümpfe, Halstücher und so etwas. Geweint hab' ich sehr, aber nur nach innen! Zwei oder drei bitter-heiße Tropfen. Nach außen hab' ich den jungen Mann aufrecht erhalten. Ein paarmal hab' ich mich wohl vergessen und heimlich mit den Sachen der anderen gespielt; aber — du lieber Himmel — mit vierzehn Jahren ist man auch noch ein recht junger Mann. Als ein jüngerer Bruder mich verspottete, weil ich mit seiner Windmühle spielte, vermochte ich ihm mit Hoheit und einem großen Jungensbaß zu erwidern: „Du Dummbart, ich wollte nur mal sehen, wie sie eingerichtet ist.“

Wenn eure Kinder mit vierzehn, sechzehn, achtzehn Jahren und später noch spielen mögen, so stört sie nicht! Denn das sind gewöhnlich die Menschen, die draußen in der ernsten Welt ihr Werk angreifen mit froher Kinderkraft, und die mit

nüchternem Lächeln bewältigen, was dem Pedanten unmöglich schien.

Ja, wenn ich nicht fürchten müßte, mich grenzenlos zu blamieren, so würde ich irgendeinem verschwiegene(n) Freunde in aller Heimlichkeit gestehen, daß mir bei den Weihnachtseinkäufen in den Spielzeugläden oft ganz weich und kindisch ums Herz wird. Meine Frau behauptet auch, daß ich immer teurere Dinge kaufte, als ich mir zu Hause vorgenommen hätte. Aber wenn ich Raubtiere sehe, die wirklich wie Tiere aussehen, mit wirklichem Fell überzogen sind, und darunter einen Bären, der wirklich diesen charakteristischen Bärenblick hat — dann werd' ich eben schwach, dann kann ich nicht widerstehen.

Und nun die Heimlichkeit, wenn man nach Hause kommt. Welch ein Glanz umflimmert solch ein graupapiernes Paket! Fragende Wünsche, zweifelnde Hoffnungen umflattern es wie Falter mit farbenwechselnden Flügeln! Und wie muß man sich zusammennehmen, um die Kinder zu überzeugen, daß man keine Ahnung habe, womit sie einen überraschen wollen!

Und näher rückt die Zeit — „jetzt noch zehnmal schlafen“ . . . „jetzt noch neunmal“ . . . Da kommen sie überallher auf weichen, weißen Schwingen, die schönen Weihnachtslieder. Sind sie wirklich alle so schön, oder ist es nur, weil bei jedem Ton eine ganze vergangene Weihnacht heraufsteigt? Und dann tönt wieder die liebliche Geschichte von dem Kindelein in der Krippe, von der Herrlichkeit, die sich aufatet über den nächtlichen Hirten, und von dem Stern, der über der Hütte von Bethlehem stand. Es war ein großer, reiner, sanfter Stern. Seine Schönheit leuchtet allen Landen; aber vor allem herrlich schaute er herab auf Germaniens weißstarrende Winterwälder, auf Deutschlands nebelrauchende Wiesen! Die Kinder Germaniens lieben aus innerster Seele das Licht, das durch schweigende Nebel dringt: das feuchte Silber der Wintermorgensonne. Und wenn die Äste krachen unter der Last des Eises und schweigender Schnee seine Schwelle längst schon begrub, dann steht der Deutsche am dunklen Fenster und spricht mit dem letzten roten Schimmer der sinkenden Winter Sonne. Er sieht im müden, warmen Lichte der letzten Röte den Nachbar Fuhrmann nach Hause kommen, den Tannenbaum unter dem Arm, daß die Spitze durch den Schnee schleift. Über allem ist ein lächelnder, unerschütterlicher Wille zum Frieden ausgebreitet. Und ganz am äußersten Rande des weiten Schneefeldes steht ein niedriges Dach, und über der schneeverwehten Hütte entzündet sich mehr und mehr ein Stern. Und ganz — ganz leise und ganz fein — aber doch so klar — und so ruhevoll kommt es dahergezogen, ein Lied:

„Es ist ein Reis entsprungen
aus einer Wurzel zart.
Wie uns die Alten sangen,
von Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter
wohl zu der halben Nacht.“

Das ist ein deutscher Sang. Denn das erquicket den Deutschen am innigsten, wenn aus dem verschneiten Winterdunkel ein Schimmer dringt, wenn aus totenstillen Winternebeln langsam die Sonne des kommenden Frühlings blüht.

Und wenn nun hinter ihm im Dunkel der geschmückt schon harrende Baum mit leisem Geräusch die Zweige dehnt — und wenn die Kinder vor der Tür stehen und die schwellenden Wünsche in ihren Herzen aufbrechen zu heißblühendem Verlangen — dann ist das Winter Sonnenmärchen auf seinem Gipfel, dann wirkt sie ihren höchsten Zauber, die heilige Dichtung, die die Menschen „Weihnacht“ nennen.

Es gibt nur noch wenige Dichtungen, die so schön sind. Eine heißt „Entschwundene Kindheit“, eine andere „Der nächste Frühling“. Weiß jemand noch eine?



Originalradierung für „Das Werk“ von Hans Bils

„Und wir haben seinen Stern gesehen . . .“

Der armen Kinder Weihnachtslied

Von Otto Julius Bierbaum

Hört, schöne Herrn und Frauen,
die ihr im Lichte seid:
Wir kommen aus dem Grauen,
dem Lande Not und Leid;
weh tun uns unsre Füße
und unsre Herzen weh,
doch kam uns eine süße
Botschaft aus Eis und Schnee:
Es ist ein Licht erglommen,
und uns auch gilt sein Schein.
Wir haben's wohl vernommen:
das Christkind ist gekommen
und soll auch uns gekommen sein.

Drum gehn wir zu den Orten,
die hell erleuchtet sind,
und klopfen an die Pforten:
Ist hier 'das Christuskind?
Es hat wohl nicht gefunden
den Weg in unsre Nacht,
drum haben wir mit wunder
Füßen uns aufgemacht,
daß wir ihm unsre frommen
Herzen und Bitten weihn
Wir haben's wohl vernommen:
Das Christkind ist gekommen
und soll auch uns gekommen sein.

So laßt es uns erschauen,
die ihr im Lichte seid!
Wir kommen aus dem Grauen,
dem Lande Not und Leid;
wir kommen mit wunden Füßen,
doch sind wir trostgemut:
wenn wir das Christkind grüßen,
wird alles, alles gut.
Der Stern, der heut' erglommen,
gibt allen seinen Schein:
das Christkind ist gekommen! —
Die ihr es aufgenommen,
oh, laßt auch uns zu Gäste sein!

Kleinstadt im Winter.

Von H. Wulff.

Dem bewußten Großstadtmenschen ist die winterliche Kleinstadt gewöhnlich kein freundlicher Gedanke. Die Herrlichkeiten der Winterlandschaft sucht er meist nur auf den Wintersportplätzen. Das flache Land, dem nicht die starken Wirkungen des Berglandes zu eigen sind, sagt ihm schon im Sommer kaum genug, im Winter aber ist ihm die schlichte Kleinstadt mit ihrer anspruchslosen Umgebung oft nur ein Symbol der Weltabgeschiedenheit, der Enge — und der Langerweile. Doch gerade die Kleinstadt ist es, die den Winter ganz erlebt, seine häuslichen Freuden und seine still ergreifende Naturschönheit. Hier kommt er wirklich, der alte, griesgrämige Geselle, mit seinen grauen, dämmerigen Tagen, den langen, dunklen Nächten mit Sturm und Regen — doch zur Entschädigung für alles winterliche Ungemach schüttet er sein schönstes Geschenk über das Städtchen aus: den Schnee, der den Großstadtleuten nur Verkehrshindernis, Unbequemlichkeit und Schmutz bedeutet. In der Kleinstadt aber macht noch der Schnee den eigentlichen Winter; mit sanfter, flaumweicher Weiße deckt er die Dächer der kleinen Häuser zu, breitet dicke Teppiche auf Wege, Brücken, Stufen, schenkt den kahlen Bäumen ein schimmerndes Festkleid, setzt bedächtiglustige Hauben auf Türme und Tore und wandelt den sonst so nüchternen Provinzort in eine Feenstadt aus Märchenland.

Und er bringt der Stadt sein großes Schweigen, das alles Laute und Grelle nimmt, alle Geräusche gedämpft, unwirklich klingen läßt und Ruhe und Entspannung dem Körper und der Seele schenkt. Was dem Großstädter in seinem Lichtermeer und Vergnügungstaumel kaum noch zum Bewußtsein kommt, das wird dem Kleinstadtbewohner Erlebnis: das Auswirken des Winterschlafes der Natur auf den Menschen, der Segen dieser Stille und Einförmigkeit. Ihm ist die starke Bindung mit der Scholle erhalten, die der Mensch zur vollen Auswertung seines Daseins so nötig braucht, und die den Nervennmenschen der Großstadt verlorengegangen ist, ebenso wie die unfreiwillige und doch so wohlthätige Rast, welche die Wintermonate eigentlich bringen sollen. So genießt auch der Kleinstädter alle Freuden und Schönheiten des Winters, während der Großstädter neben Arbeitslast und Festestrubel höchstens einmal vorübergehend, gelegentlich zur kurzen Betrachtung des winterlichen Landschaftsbildes kommt.

Schon den fernen Anblick einer Kleinstadt im Winterkleid umweht eigener Reiz. Friedlich liegen die Häuser unter ihrer Schneedecke — beschaulich, wohlbehütet von den Kirchtürmen, die schwärzlich gegen das fahle Grau des Winterhimmels stehen. Die hohen Giebelhäuser der Kirchen gleichen riesigen weißen Flügeln, unter denen eine Gluckhenne ihre Küchlein sammeln möchte. Lautlos fließen die Wasser des Flusses, dünne Eiskrusten schwimmen auf dem schwarzen Spiegel, der gedämpft die Weiße der Uferböschung und Weidenbäume wiedergibt . . . Auf dem Stadttor liegen mächtige Schneelasten, durch seinen dunklen Bogen schaut die lange Straße — noch stiller jetzt als sonst — hin und wieder ver mummt e Gestalten — in lustigem Schellengeläut ein Schlitten — dann wieder einsame Stille . . . Reglos liegen die Anlagen, der Stolz und sommerliche Sammelplatz der Kleinstädter — wo sonst Kinderlachen tönt und das Summen frohen Geplauders, stört jetzt nur heiserer Krähschrei das tiefe Schweigen . . . Ganz im Schnee begraben sind die schmalen, alten Gassen, die Plätze mit ihren Brunnen, denen der weiße Zauberünstler ein neues Habit angezogen hat. Um die Mittagszeit wird es wohl einmal lebhaft, die Schuljugend lärm t Winterübermut durch die Straßen . . . Schneebälle und Schneemann, die urewigen Attribute der Winterfreude, kommen zu ihrem Recht. Doch nur kurze Zeit — dann wird es wieder still — rasch sinkt die Dämmerung und macht das Bild der kleinen Stadt noch zauberhafter — ein Stück Andersens Märchen ist zur Wirklichkeit geworden . . . Und nun wachen die Lichter auf — hier ein Fenster — dort ein Fenster — und diese Lichter in dem abendlichen Städtchen sind die alten freundlichen Wegweiser, die den Wanderer heimrufen zu den Freuden des häuslichen Herdes, denen das winterliche Bild der Kleinstadt erst die rechte, stimmungsvolle Umrahmung gibt.



Radierung von E. Stöckle.

Deutsche Kleinstadt.



E. E. K.

Winterabend.

Sichtbild W. Miesler.

Lippstadt in Westfalen Marienkirche



Wintermorgen im Hochgebirge.

Weihnachtliche Symbole.

Von Ilse Möllerdorff.

Wenn die Tage kürzer und kürzer werden, immer früher aus den Fenstern die warmen Lampen scheinen und ihre Leuchten durch Nebel und Dunkelheit oder über flimmernde, weiße Schneekristalle werfen, dann kommt die Stunde des Weihnachtsfestes näher und näher. Und uralte, immer wieder geübte Bräuche tauchen auf, werden von den Menschen als selbstverständlich vollzogen, ohne daß so viele von ihnen wissen, daß es sich um altes deutsches Erbgut handelt, überkommen aus fernsten Zeiten. Symbolhaft, von tiefem, innerem Sinn erfüllt ist fast alles, was wir zu Weihnachten tun und vornehmen, reicht in seinen Ursprüngen bis in die Vorzeit zurück und erzählt uns in der Geschichte seiner Entwicklung durch das Mittelalter hindurch so vieles von den Anschauungen, von Glauben und Hoffen der Menschen dieser versunkenen Zeit.

Das Weihnachtsfest selbst . . . ein ganz großes, geheimnisvolles Symbol. In vorchristlicher Zeit das höchste Fest unserer germanischen Vorfahren, das sie feierten, wenn die Winter Sonnenwende gekommen, wenn die Tage wieder länger wurden und die Sonne sich am Himmel höher und höher hob. Dann wurden grüne Zweige ins Haus geholt — ihre Berührung war von Segen beglückt, vertrieb Unheil und bösen Zauber —, und den Kindern wurden in manchen Gegenden „Zulekks“ gebacken, runde Kuchen mit gezacktem Rand, ein deutliches Sinnbild der nun wieder steigenden Sonnenscheibe. Auf Chetland werden diese Kuchen noch heute gebacken.

Sträucher und Kräuter werden — verschieden in den verschiedenen Gegenden — ins Haus geholt. Die Stechpalme, die in Süddeutschland auch heute noch ins weihnachtliche Haus gehört, hatte geheimnisvolle Glückswirkung als „Asenholz“, und die Mistel, noch heute in England untrennbar mit Weihnachten verbunden, ist die Zauberpflanze germanischer Vorzeit. In der Christnacht tut sich die Christrose, die weihnachtliche Wunderblume, auf und blüht; denn die Freude über die Geburt des Heilandes, so meint der Volksglaube, erweckt sie mitten in Eis und Schnee. Tief und voll rufen die Glocken herab von den Kirchen über die stille Stadt. Und niemand denkt

daran, daß einst die Glocken klangen, damit die Kirche und der Bereich ihrer Gemeinde gereinigt würden vom Teufel und von allen bösen Geistern. Ein ähnlicher Gedanke liegt ja auch dem Lärmmachen am Silvester zugrunde, denn die uralte Auffassung ist die, daß durch Lärm die Bösen zu vertreiben seien. Und ist aller Spuk fort und die Kirche rein, dann bringen die rufenden Glocken Frieden und Heil. An den Küsten aber geht ein seltsamer Glaube um. Die Glocken versunkener Städte, so behaupten die Bewohner dort, beginnen in der heiligen Nacht zu klingen, und wer sie vernimmt, ist für das nächste Jahr gesiegt gegen Krankheit und Tod.

Das schönste aller weihnachtlichen Symbole aber ist die Krippe, die sich noch heute in den katholischen Kirchen um die Weihnachtszeit befindet. Das Mittelalter schuf eine ganze Reihe berühmter Krippen, die heute in den Museen von Lichterglanz und Weihnachtsliedern vergangener Zeiten träumen. Früh schon entstanden diese Erinnerungszeichen an Jesu Geburt; oft hatten sie eine eigene Kapelle für sich, in der dann, langsam und feierlich, die Krippenspiele aufgeführt wurden, zuerst von den Geistlichen allein, dann unter Mitwirkung der Bürger, bis sie allmählich aus der Kirche hinausgedrängt wurden. In unserer Zeit befaßt sich das Kunstgewerbe wieder mit den Weihnachtskrippen, und in unzähligen Häusern steht die Krippe unter dem Weihnachtsbaum im warmen Scheine der Kerzen. — Wer kann sich noch ein Weihnachtsfest vorstellen ohne die hohe, schlanke Tanne? Und doch ist sie erst seit dem 17. Jahrhundert ein Bestandteil des Weihnachtsfestes, vielleicht entstanden aus einem uralten Baumkult. Sie aber, Licht und Wärme verbreitend, ist jetzt selbstverständliches Weihnachtssymbol der Liebe Jesu geworden.

„Weihnachten“, immer in der Mehrzahl gebraucht, deutet auf mehrere heilige Nächte hin, die in vergangenen Zeiten gefeiert wurden. Eng schließt sich hier der christliche Gebrauch an die Mythen von Wotan, der in den „Zwölf Nächten“ mit den Seinen über das Land hinwegte und hoch verehrt wurde. Eng mischen sich Vorväterbrauch und christliche Lehre im frohesten Feste „Weihnachten“.



Aufn. Fritz Mielert.

Münchener Krippe
Bayerisches Nationalmuseum



Aufn. Fritz Mielert.

Westfälische Krippe.
Vor H. Bäumer.

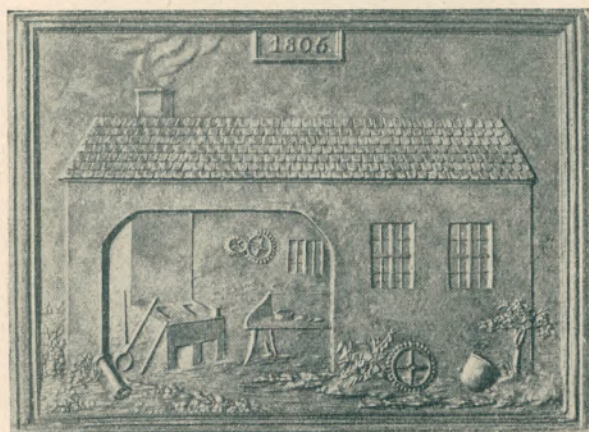


Abb. 1. Die erste Neujahrskarte der Kgl. Eisengießerei in Berlin aus dem Jahre 1805.

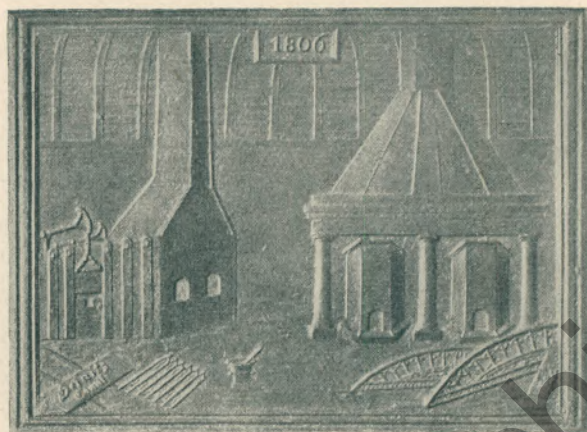


Abb. 2. Gußeiserne Neujahrskarte der Kgl. Eisengießerei in Berlin aus dem Jahre 1806.

Gußeiserne Neujahrskarten.

Von Herbert Dickmann, Düsseldorf.

Es gibt zwei Möglichkeiten, dem Eisen eine künstlerische Ausdrucksform zu geben: die Schmiedetechnik und der Guß. Das Alter der erstgenannten Technik ist höher, und wir finden bereits eine Blüte der Schmiedekunst zu Zeiten, in denen man den Eisenguß noch nicht kannte. Diese Erscheinung ist in der Entwicklung der Eisentechnik überhaupt begründet. Das Erzeugnis der älteren Eisentechnik war nur Schmiedeseisen. Der Eisenguß ist eine Errungenschaft des späteren Mittelalters. Die ältesten urkundlichen Nachrichten reichen etwa bis zum Jahre 1400 zurück¹.

Wenn nun von künstlerischem Eisenguß die Rede ist, sind meist die mit prächtigen Flächenverzierungen versehenen Kamin- und Ofenplatten gemeint, die heute noch Zeugnis ablegen von dem gesunden Kunstsinne und dem großen Können der alten Eisengießer. Die Kaminplatten dienten als Schutz der Rückwand offener Kamine und wurden zuerst in Frankreich, England und Italien angewandt, wogegen die zum Bau geschlossener Ofen bestimmten Ofenplatten heimischen Ursprungs waren. Die Darstellungen auf den Kamin- und Ofenplatten waren zunächst meist der Mythologie und der Bibel entnommen. Die Formenschnitzer, die die Modelle für diese Platten in Holz schnitten, nahmen als Vorbilder vielfach Werke von Künstlern mit Namen von gutem Klang, wie Dürer, Bruckmäler, Jost Amman u. a. In der Barockzeit findet man sehr oft die Wappen der Landesherren als Schmuck der Plattenflächen.

Von neuem belebte sich der Eisenkunstguß gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Der Grund hierfür war technologischer Art und war in der Hauptsache in dem durch die Anwendung besserer Verfahren (Kokshochöfen, Kuppelöfen) erzielten größeren Entfall an Roh- bzw. Gußeisen zu suchen, der eine allgemeine Belebung des Eisengusses im Gefolge hatte². Graf Detlev Carl von Einsiedel, der Besitzer des Lauchhammer-Werkes, begann im Jahre 1780 eine Sammlung antiker Bildwerke anzulegen mit der Absicht, Abgüsse in Eisen davon herstellen zu lassen.

Das Jahr 1784 muß als das Geburtsjahr des Lauchhammer-Bildgusses bezeichnet werden, da es in diesem Jahre zum ersten Male gelang, eine Bacchantinnenstatue nach dem Wachschausmelzverfahren in einer Lehnform zu gießen³. Von Lauchhammer, der Pflegestätte des künstlerischen Eisengusses, führten mannigfache Verbindungen zur königlichen Eisengießerei in Gleiwitz, die im Jahre 1796 ihren Betrieb aufgenommen hatte. Sie war nach englischem Muster eingerichtet und besaß u. a. den ersten Kokshochofen Deutschlands. Von Gleiwitz aus erfolgte im Jahre 1804 die Gründung der Berliner königlichen Eisengießerei⁴. Sie befand sich auf einem Gelände an der Panke, das heute die Geologische Landesanstalt, das Naturkundemuseum, den Invalidenpark und andere Gärten beherbergt. Es soll hier nicht auf die gesamte Entwicklung des Unternehmens eingegangen werden, das würde zu weit führen. Nur einem



Abb. 3. Gußeiserne Neujahrskarte aus dem Jahre 1807.

Erzeugnis seien ein paar Worte gewidmet: den Neujahrskarten aus Gußeisen. — Die Gitte, Neujahrskarten zu gießen, scheint in Gleiwitz angekommen zu sein⁵. Die Kgl. Eisengießerei zu Berlin gab von 1805 bis 1848 derartige Neujahrskarten heraus. Sie sind

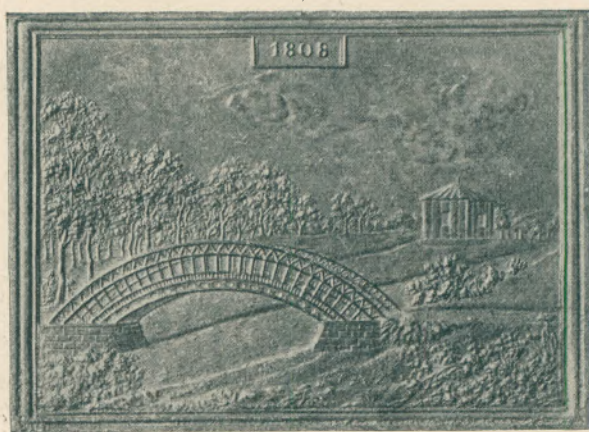


Abb. 4. Gußeiserne Neujahrskarte aus dem Jahre 1808.



Abb. 5. Neujahrskarte der Kgl. Eisengießerei aus dem Jahre 1815.

In- und Auslande verteilt. In den vierziger Jahren wurden meist hervorragende Gebäude Berlins abgebildet. Die Modelle für die frühesten Platten lieferte der Graveur Louis Beyerhaus. Abb. 1 bis 4 zeigen die ersten Neujahrskarten für die Jahre 1805, 1806, 1807 und 1808. Auf der Karte für 1805 ist der schon von früher her in dem Gebäude der Königlichen Eisengießerei befindliche Tiegelofen zu sehen, und im Vordergrund liegen die Erzeugnisse, die in diesen Ofen hergestellt wurden: ein Rohr für die königliche Porzellanmanufaktur, eine kleine Kapelle und drei Zahnräder. Die Karte für 1806 zeigt die Einrichtungen, die im Laufe des Jahres 1805 in Betrieb genommen wurden: links einen Glammofen, rechts zwei Kuppelöfen. Im Vordergrund werden als Erzeugnisse des verflossenen Jahres gezeigt: zwei Bogen für die Brücke zu Paris, eine Platte mit der Inschrift „Heinrich-Kanal“, das Feld eines Gitters und ein Mörtel. Eine Gesamtansicht des großen Gießhauses bietet die Neujahrskarte für 1807; rechts auf der gleichen Karte sieht man einen Teil des Bohrhäuses. Den Charlottenburger Schlossgarten mit einer der beiden gußeisernen Brücken im Vordergrund und dem Korbhäuschen rechts auf der Anhöhe zeigt die Karte für 1808. Interessant ist die Neujahrskarte für 1815 (Abb. 5). In der Mitte oben sieht man das Brandenburger Tor mit der Quadriga, die im Befreiungskriege von Paris wieder zurückgeführt wurde, darunter den Spruch „Vor Gott kam Sieg, Gott segne Land und König“. Und ganz unten die Lappertsche

Dampfmaschine, deren Teile von der königlichen Eisengießerei gegossen wurden. Rechts und links sind wiederum die bedeutendsten Erzeugnisse des Vorjahres abgebildet: eine Luther-Büste, das Denkmal für Theodor Körner mit Peiler und Schwert, Louise von Zastrows Denkmal in Königsberg sowie zwei weitere Denkmäler für Privatpersonen und rechts oben ein Ring mit der Inschrift „Eingetauscht zum Wohl des Vaterlandes“. Die Neujahrskarte für 1829

wahre technologische Höchstleistungen. Ihre Größe betrug etwa 6 x 9 cm. Sie stellten in der Regel Gebäude oder Erzeugnisse der Eisengießerei dar und wurden, in samtgefütterten roten oder blauen Lederetuis oder in Silber gefaßt, an den König, die Mitglieder des königlichen Hauses, die höheren Staatsbeamten und an Geschäftsfreunde im



Abb. 6. Gusseiserne Neujahrskarte für 1829.

(Abb. 6) zeigt eine der beiden Dioskurengruppen auf dem neu erbauten Museum, deren Guß die königliche Eisengießerei ausführte. Das Gewicht der Gruppe betrug 96 Zentner.

Vom Jahre 1820 an versandte auch die damalige königliche Sayner Hütte, die heute zur Firma Fried. Krupp A.-G. gehört, Neujahrskarten. Die erste derselben zeigte ein Bild des Kölner Domes. Die Entwürfe für diese Karten stammten meist von dem Modelleur Heinrich Zumpft; vielfach dienten ihnen mittelalterliche Bauten Westdeutschlands als Vorlage. In den fünfziger Jahren stellte auch die Sayner Hütte den Guß von Neujahrskarten ein.

In neuester Zeit hat das Eisenwerk Lauchhammer, das auch heute noch eine Pflegestätte des Eisenkunstgusses ist, wenn auch nicht den Gedanken der gußeisernen Neujahrskarten, so doch einen ganz ähnlichen aufgegriffen. Die genannte Firma stellt alljährlich eine Weihnachtsplakette in Gußeisen nach den Entwürfen namhafter Künstler in geringer Anzahl her. Die diesjährige Weihnachtsplakette ist von dem Münchener Bildhauer Heinrich Moshage geschaffen (Abb. 7). Das, was diesen Plaketten eine besondere Bedeutung verleiht, liegt in der von Jahr zu Jahr fortgesetzten Reihe. Dadurch hat in ihnen das Erlebnis der Nachkriegsjahre, durch Künstler sehr verschiedener Eigenart gedeutet, seinen Niederschlag gefunden. Auch die diesjährige Plakette mit ihrer Darstellung der „Jagd nach dem Glück“ ist in diesem Sinne ein Gleichnis unserer Tage.



Abb. 7. Die Jagd nach dem Glück.

Weihnachtsplakette des Eisenwerks Lauchhammer (Mitteldeutsche Stahlwerke).

¹ Otto Johannsen: Die Erfindung der Eisenkunsttechnik. Stahl und Eisen 39 (1919), S. 1457.

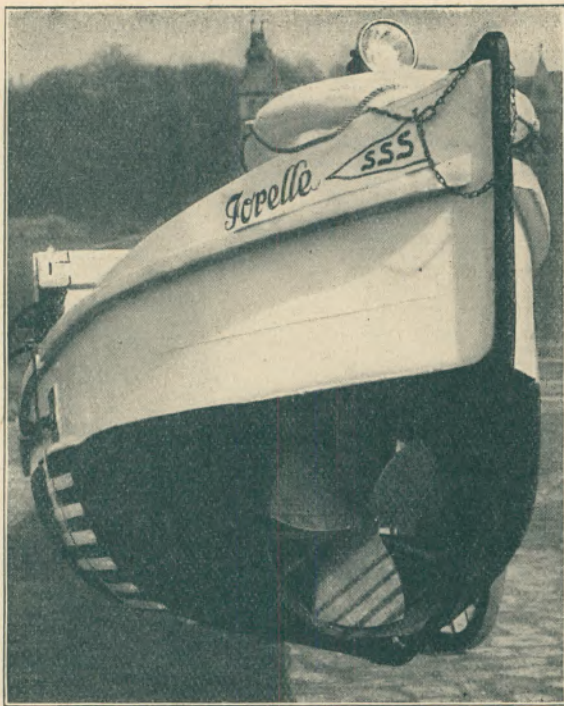
² Vgl. hierzu auch Herbert Dickmann: Alte gußeiserne Brücken. Das Werk 7 (1927), S. 293 ff.

³ Geschichte und Feyer des ersten Jahrhunderts des Eisenwerks Lauchhammer am 25. August 1825. (Gedruckt in Dresden o. J.)

⁴ Cramer: Geschichte der Kgl. Eisengießerei zu Berlin. Zeitschrift f. d. Berg-, Hütten- u. Salinenwesen im Preuss. Staate. Jahrg. 1875, S. 164 ff.

⁵ Herm. Schmitz: Berliner Eisenkunstguß. München 1917, S. 16 ff.

⁶ Alfred Thiele: Der Kunstguß auf der Sayner Hütte. Krupp'sche Monatshefte 1 (1920), S. 185 ff.



Vorderansicht der „Forelle“ mit Bugschraube.

Ein neuartiges Schnellschiff.

Von A. G. Krueger, Hamburg.

Mit geringer Kraft kann man auf dem Wasser ungeheure Lasten fortbewegen. Wer etwa am Wasser wohnt, sieht tagtäglich, wie ein einzelner Mann mit einem Staken ein vollbeladenes Schiff bewegt; allerdings ist das nur in langsamem Tempo möglich. Sobald man die Geschwindigkeit des Schiffes zu steigern versucht, wachsen die Bewegungswiderstände ganz ungeheuer. Und so kommt man selbst bei unseren modernen Schnelldampfern an eine Grenze, wo z. B. die Verdoppelung der Maschinenkraft nur eine ganz geringe Steigerung der Schnelligkeit zu zeitigen vermag, so daß sich der Mehraufwand an Energie wirtschaftlich nicht mehr rechtfertigen läßt.

Von den drei Größen, aus denen sich der Wasserwiderstand zusammensetzt, nämlich dem Stirnwiderstand, dem „Gog“ am Heck und der Reibung der seitlichen Schiffswände am Wasser, hielt man bisher die seitliche Reibung für etwas Unvermeidliches und sah lange keinen Weg, sie auch nur zu mildern. Man bemühte sich daher, die beiden anderen Größen herabzudrücken. Einige Erfinder suchten dabei zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: sie führten ein dickes Rohr längs durch das Schiff. In diesem Rohr saß irgendwo eine Schiffsschraube, die das Wasser vorn in das Rohr einsaugte und es hinten wieder austieß. Das Einsaugen sollte den Zweck haben, das Wasser vor dem Schiff, also insbesondere die die Bugwelle bildenden Wassermassen, wegzunehmen und dadurch den Stirnwiderstand zu verkleinern. Das Ausstoßen

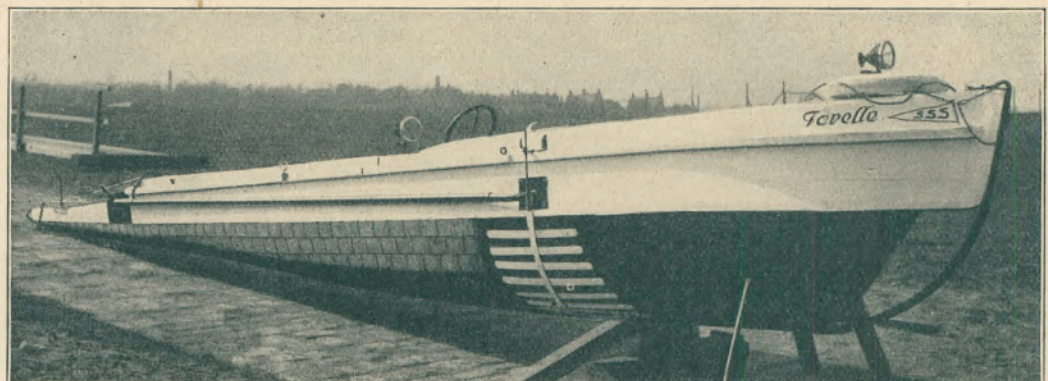
sollte den Unterdruck am Heck brechen und dem Schiff dadurch den Vortrieb geben, daß sich das ausgestoßene Wasser gegen das stillstehende Wasser abstützte und so das Schiff vorwärts drückte. Aber der Erfolg blieb aus, weil der Reibungswiderstand im Rohr größer war als der auf diese Weise erzielte Gewinn. Zudem nahm ein solches Rohr — wenn die Reibung in einigermaßen erträglichen Grenzen bleiben soll, muß es sehr groß sein — zuviel von dem Laderaum des Schiffes in Anspruch.

Einen ganz neuen Weg hat Ingenieur A. Boerner in Dresden beschritten: Zwar beseitigt auch er den Stirnwiderstand des Wassers durch Einsaugen von Wasser am Bug (Abb. 1), aber er führt dieses Wasser nicht durch das ganze Schiff hindurch, sondern stößt es gleich seitlich wieder aus, und zwar an der Stelle, wo ein Fisch die Kiemen hat. Vor allem aber geht er auch der dritten Größe zu Leibe, der Reibung der Seitenwände am Wasser. Er bekämpft sie durch das aus den Kiemen seitlich ausgestoßene, am Schiff entlang gleitende Wasser. Natürlich wird sich dieses Wasser schneller am Schiffsrumpf entlang bewegen, als es das umgebende Wasser zu tun vermag. Die Wirbelbildung am Schiffsrumpf, der sich ja vorwärts bewegt, muß daher besonders stark sein, und zwar bilden sich Wirbel, die sich, von oben gesehen, an der rechten Schiffseite im Uhrzeigersinn, an der linken im umgekehrten Sinn drehen. Das Wasser bildet sozusagen Walzen, die zwischen dem umgebenden Wasser und der Schiffswand laufen und die Richtung der Vorwärtsbewegung des Schiffes haben. Damit nun diese Walzen ihre Energie an das Schiff abgeben können, hat Ingenieur Boerner etwas ganz Merkwürdiges getan: er hat den Schiffsrumpf absichtlich rau gemacht! Sein Versuchsschiff, die „Forelle“, hat an ihrem Rumpf eine Unmenge Zähnen, ähnlich der Nahrung, wie sie z. B. der Hai aufweist. Der Gog am

Heck ist durch die Form des Schiffes, das etwa Tropfenform besitzt, also nach hinten zu ganz spitz ausläuft, auf ein Mindestmaß zurückgeführt.

Die bisherigen Versuche mit der „Forelle“ ergaben, daß sie mit einem gewöhnlichen Kraftwagenmotor von 6 Pferdestärken ebenso schnell fährt als ein gleich großes Motorboot bisheriger Bauart mit 50 Pferdestärken. Die Bugform und die Rauheit des Schiffes haben aber auch zur Folge, daß das Fahrzeug beim Stillsetzen des Antriebes fast augenblicklich stehenbleibt. Man hat ihm daher den Spitznamen „die Vierradbremse auf dem Wasser“ gegeben.

Boerner ist zu dieser sonderlichen Bauart durch die Beobachtung der Fische gekommen. Er ist der Ansicht, daß die Flossen im wesentlichen nur Steuermittel sind, während die Fortbewegung durch das aus den Kiemen ausgestoßene Wasser erfolgt. Auch die Rauheit des Körpers hat er bei besonders schnellen Fischen, insbesondere beim Hai, stets beobachten können und sie mit augenscheinlichem Erfolg nachgeahmt. Bisher sind die Versuche Boerners nur im kleinen durchgeführt worden, auch noch nicht ganz abgeschlossen. Ganz ohne Zweifel aber sind die neuen, in der „Forelle“ verkörperten Gedanken nicht nur für den Techniker und Physiker, vielleicht auch für den Tierforscher, außerordentlich belangreich, sondern auch sicherlich berufen, im Schiffsantrieb ganz neue, noch unbetretene Wege zu weisen, wenn sie sich — und daran kann kein Zweifel mehr bestehen — im großen ebenso



Seitenansicht mit rauher Außenhaut unter der Kieme.

bewähren werden, wie sie es an der kleinen „Forelle“ getan haben.

Es ist doch eigentlich recht sonderbar: Millionen von Menschen haben schon Fische beim Schwimmen beobachtet. Und trotzdem ist vor Boerner niemand auf den Gedanken gekommen, ihre durch die Natur in Jahrmillionen erprobten und zur Vollkommenheit ausgebildeten Fortbewegungsmittel für den Schiffsantrieb nachzuahmen. Dieses Beispiel zeigt wieder einmal, daß der Satz, den denkfaule Menschen zu ihrem Leitspruch erhoben haben: „Das ist immer so ge-

wesen, darum wird es auch gut sein und muß so bleiben!“ einer der faulsten Leitsprüche ist, die man sich wählen kann. Wägende Prüfung des Vorhandenen — freilich keine fruchtlose, nörgelnde Kritik Kurzsichtiger und Neidischer, wie sie sich heute nur zu oft breit macht, ohne imstande zu sein, bessere Wege zu weisen — kann uns in der Technik noch Fortschritte bringen, die wir heute für unmöglich halten.

Unmöglich! Den Begriff, den man mit „unmöglich“ bezeichnet, gibt es gar nicht! Es sind alle Dinge „möglich“. Nur ist eines schwerer als das andere!

Afrika zu unsern Füßen.

Sieben Jahre, bevor der „Z R III“ den Ozean überquerte, zehn Jahre vor dem umjubelten Atlantikflug Lindberghs vollbrachte ein deutscher Luftkreuzer in aller Stille eine weit größere Leistung. Das Marineluftschiff „L 59“ flog im Spätherbst 1917 nach Afrika, um der hartbedrängten Truppe Lettow-Vorbeck's Kriegsmaterial zu bringen. Nicht von hilfsbereiten Kriegsschiffen betreut, sondern von feindlichen Fliegern und Geschützen bedroht, ohne Unterstützung des Wetterdienstes der ganzen Welt legte es, kurz vor seiner Ankunft am Bestimmungsort funktentelegraphisch zurückgerufen, drei Erdteile berührend, drei Klimazonen durchquerend, innerhalb fünfundsiebzig Stunden fast 7000 km zurück.

Wir bringen nachstehend die anschauliche Schilderung einer Teilstrecke jenes 7000-Kilometer-Fluges, die wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages R. F. Koehler, Leipzig, dem lesenswerten Buch J. Seidel, „Afrika zu unsern Füßen“ (Ganzleinenband 6 RM.) entnommen haben.

In nebelgrauer Ferne säumt ein feiner Strich Meer und Horizont. Alle Prismengläser sind voraus gerichtet: Afrika! Sei uns gegrüßt, du finstres Land der Geheimnisse! Sei uns gegrüßt, du Land flammender Sonnenglut, du Mutter Karthagos und des hunderttorigen Thebens! Hochimkalten, nuchternen Norden traf uns der Bluthauch deiner Seele, wenn wir geheimnisvoll erschauernd deinen wilden Märchen lauschten. In leuchtenden Farben wogt das Leben im Basar von Kairo, von El Kahira, der „Siegreichen“. Endlos windet sich das Band der Karawane durch die erstarrten Wagen der Sahara, selbstam schwermütig geleitet vom monotonen Gang des vordersten Reiters. Im vertrockneten Flußbett lauern räuberische Tuaregs, ein kurzer Kampf, neue Leichen strecken sich neben bleichende Knochen im endlosen Sandmeer und in die verlöschende Glut des Abends; in das singende Rauschen deiner Palmen zürnt das Bekenntnis fanatischen Kriegerglaubens: „Allah il Allah!“ Sei uns gegrüßt, du Land unserer Sehnsucht! Jetzt endlich sehen wir nach langer und banger Odysseusfahrt deine Küste winken, atmen in schwindelnder Höhe die Glut deiner reinen Atmosphäre und trinken den süßen Hauch deiner Düfte. Zwar kommen wir als Eindringlinge zu dir und sind dir

fremd; aber vom grünen Strand herüber neigen sich jetzt die Palmenwedel, und alles, alles strahlt uns zu:

„Merhaba!“ Seid uns willkommen, ihr kühnen Fremdlinge der Luft! —

Die Wüste! Von der Nordwestküste Afrikas zieht sich mit wenigen kurzen Unterbrechungen bis hinüber nach Asien, hinauf zu dem mächtigen Kamm des Chingangebirges, eine Reihe von öden, unwirtlichen Länderstrecken, die einander an Grausen übertreffen. Die großen Wüsten des afrikanischen Kontinents springen über die Landenge von Suez hinüber in die öden Flächen des steinigen Arabiens, denen sich die nack-



Die Pyramiden.

ten, dünnen Strecken Persiens und Afghanistans anschließen, um endlich hinauf in die Bucharei und Mongolei zu steigen und dort die grauenvolle „Gobi“ zu bilden.

Die Libysche Wüste dehnt sich in ihrer Unendlichkeit aus. Nach Sonnenaufgang bot das Wüstenbild mit seiner eigenartigen Farbentönung einen großartigen Reiz. Die grellen Töne des Sandbodens, die großartige Totenstarre der überflogenen Landschaft erwecken nachgerade das Gefühl, als ob man auf einen anderen Planeten versetzt worden wäre.

Mittlerweile ist der Sittrahsee erreicht, den eine Einsenkung der Libyschen Wüste südöstlich der Dase Siuah

(Sima) birgt. Steuerbord liegen zwei kleine Däsen. Das kobaltblaue Wasser des Wüstensees ist im Norden mit pittoresken Felspartien eingefasst, während am West- und Ostgestade Gruppen smaragdener Palmen emporragen. Über dem blauen Wasserspiegel stiegen große Schwärme wilder Enten auf, die sich in ihrem Jdyl durch den Riesen- vogel in ihrer Ruhe gestört fühlten.

Über einer tafelförmigen Hochebene, voraus von zwei Djebeln begrenzt, konnte sich das nur an Gelb gewöhnte Auge bald an einer wenn auch dürftig grünenden Ham- madaregion erfreuen. Das Gesichtsfeld wurde mehr wirr und steinig; dem fahlen Gelb wich bald ein kalkartiges Weiß. Eine unermessliche, mit Blöcken, Trümmern und Splittern von weißem Gestein bedeckte Fläche; meilenweit fährt unser Luftschiff darüber hinweg und nähert sich einer höher ge- legenen Terrasse. Aber bei dem Übergang der mannigfalti- gen Terrassen befinden sich ganz merkwürdige Inselberge, Kalksteinblöcke, die wie riesige Finger gen Himmel ragen.

Das Gelände flacht bald wieder ab. Riesige Parallelfettennach Süd- südost gelagerter Dünen beleben das Landschafts- bild; sie scheinen gerade- wegs mit 59 wandern zu wollen.

Um zwölfseinhalf Uhr mittags tauchen voraus plötzlich die einförmigen Mauern eines Kasts, um- säumt von Palmen, auf. Das ist die Dase Fara- frah mit ihrem Kastr.

El Kastr ist der ara- bische Name für Schloß oder Burg und ist von dem lateinischen „Kastell“ abgeleitet. Die alten Römer drangen weiter in die Wüste vor, als man gemeinhin anzuneh- men pflegt. Dabei kann aber nicht immer auf römischen Ursprung geschlossen werden: in jener Zeit, als die krie- gerischen Horden der Kalifen über die Landenge von Suez stürmten, ergoß sich eine wahre Völkerwanderung über die Wüste. Damals wurde in stiller Dase oder im einsamen, sicheren Warr manches Bauwerk errichtet, später aber wieder verlassen, so daß es nun oft vom Fluglande bedeckt wird oder in Trümmern liegt. —

Eine völlig trostlose Szenerie eröffnet sich hinter dem Bir Dikfer: kein Fels, kein Berg, kein Grün — Dünen, nichts als Dünen. Diese Hügelketten erreichen hier eine Höhe von mindestens 100 Meter, und das Gesamtbild er- innert, von oben gesehen, an das wogende Meer, allerdings in riesigeren Ausmaßen.

Jegliche Orientierung zu Lande hört hier vollständig auf. Zwar läuft auf den mitgenommenen Karten von Farafrach zur Dase Dachel eine sehr deutlich eingezeichnete Kara- wanenstraße; aber von dieser ist auch nicht das geringste zu entdecken, selbst das bewaffnete Auge vermag in dieser Hin- sicht nichts auszurichten. Der wandernde Sand verweht alle Spuren, so daß man sich also lediglich auf die Seele des Schiffes, den Kompaß, verlassen konnte.

Und richtig: voraus, tief unten, bewegte sich ganz plötzlich in anmutigen Serpentin eine Karawane. Die bisher rhythmisch verlaufende Linie löste sich beim Herannahen des Zeppelins mit einem Male in chaotisches Durcheinander auf. Die Treiber hatten alle Mühe, die Karawanenordnung

wiederherzustellen. Der große Vogel der Lüfte hatte es allen angetan. Erst nachdem die Karawane von unserm Luftschiff weit überholt war, schien Ordnung in den man- dernden Wirrwar zu kommen. Der Scheich war wieder an der Spitze, und die Söhne der Wüste gaben wieder das monotone Geleit. Wie ein wandelnder Traum entschwindet achteraus der Wüstentransport.

Weiter hinten leuchtete es in der Wüste wieder schneeweiß auf: ein meilenweites Feld von kleineren und kleinsten Kalk- hügelchen. Der ohnehin schon überhitzten Phantasie fiel es nicht schwer, darin eine versteinernde Stadt zu erblicken. Die Natur hat hier ein Felslabyrinth von ganz sonderbaren Formen geschaffen. Immer wuchtiger und schroffer ent- wickelte sich die überfahrene Wüstenlandschaft. Mit dem wildromantischen „Bab el Cailliaud“ ist die höchste Erhebung der libyschen Wüste zwischen Farafrach und Dachel mit 444 Meter, gemäß Karte, erreicht. Die Sichtigkeit der Wüstenluft läßt das bizarre Formgebilde der Hammada

noch weit größer er- scheinen, als es wirklich ist. Die Konturen des Labyrinthes erscheinen haarscharf, der Mangel an Vegetation läßt die Formen der organischen Natur schärfer als ge- wöhnlich hervortreten.

Um dreiundeinhalf Uhr nachmittags kam die Dase Dachel hinter dem „Bab el Cailliaud“ zum Vorschein. Grünende Palmenbaine, krumm- linige Äcker, dazwischen wieder öde Sandflächen und dann die „Stadt“ Dachel tauchten hinter- einander auf. Im Hin- tergrund das gewohnte Bild: unendliche Sand- flächen, aus denen ganze



Mittelmeerküste — Zeltlager in der Wüste.

Ruinenfelder im Gesichtskreis der Dase hervorrangen.

Mit dem Verlassen der Dase Dachel breitet sich, soweit das Auge reicht, ein Gewirr von Dünen aus. Sand, Sand, nichts als Sand. Banges, drückendes Schweigen lagert über der trostlosen Öde. Nur einige Wüstengeier kreisen, auf- geschreckt durch das Luftschiff, über dem Dünenmeer.

Auch achteraus ist bald jedwede Vegetation verschwunden. Stundenweit ziehen sich Sahel und Ghud in ihrer groß- artigen Einförmigkeit dahin — nichts, gar nichts, woran sich das Auge anklammern könnte. tiefen sie, auch nicht die leiseste Spur von Leben — ein überwältigendes Bild der Unendlichkeit und Leere. Da muß ja unwillkürlich der Seele der Ruf entquellen: Nirgends fühlt sich der Mensch so klein und verloren, und doch wiederum nirgends so stark und gehoben, als im Kampfe mit dieser hilflosen Verlassenheit im leblosen, scheinbar unbegrenzten Raume! —

Wie muß es aber erst hier aussehen, wenn sich der Samum erhebt! Dann werden die Sandrinnale von Windstößen durchbraust, die den Sand in die Höhe wirbeln, so daß dieser mächtige, scheinbar bis gen Himmel reichende, rauchende Säulen bildet, die — ein schaurig-schönes Schauspiel —, Riesengestalten gleich, wie wilde Furien die vielen Wadis durchtanzen, um plötzlich wieder schnell zu verschwinden, als hätte der Geist der Lüfte sie entführt. Wehe dem Wanderer, der in diesen Regionen vom Sturme der Wüste überrascht wird! —

Inmitten des sanften Erglühens der Abendröte wandelt ganz plötzlich eine langgestreckte Wolke reinsten Purpurs voraus. Kein Schleier von Auroras flatternden Gewändern! Das Phantom bewegt sich in Höhe des Luftschiffes, in der sich aber kein Lüftchen zu regen schien. Wisse hier eine Sata Morgana den Segler der Lüfte? Inzwischen ist 259 der Wolke nähergekommen. Und siehe da: ein Zug rosenfarbener Flamingos streicht durch die Lüfte, offenbar ihren Lieblingsplätzen, den Nil- sumpfen, zustrebend. Der Ägypter spricht mit Stolz von diesen „Rosenvolken“ seiner Heimat, die frühmorgens und des Abends — besonders im Raume des Nildeltas — mit dem Purpur des Sonnenballs zu weiteifern pflegen. Diese verirrte „Rosenvolke“ ließ aber auch erkennen, wo der Nil zu suchen war. Leider brach nun schlagartig die Dämmerung an.

Die Sonne sinkt. Rasch breitet die Nacht ihre düsteren Schleier über das unwegsame Gebiet und zündet Tausende von Kerzen am Himmelszelt an. Im Osten färbt sich der Horizont in fahlen Tönen. Und am Himmel tauchen schemengleiche Gestalten auf mit bleichen, geisterhaften Gesichtern.

... Der Nil, der zweitlängste Strom der Erde, wurde mit Wadi Halfa tatsächlich gefunden. Da lag der biblische Fluß im süßen Schlummer der Nacht in S-förmigen Krümmungen hingebettet. Jetzt hebt sich aus dem Dunkel der zweite Nilkatarakt ab, ein Meer von niedrigen Klippen, die der in Tausende von Rinnfallen gesplattene Strom durchrauscht. Wie träge, schlafende Riesen heben sich die Bergwände des Niltals aus dem Schatten der Nacht.

Die Lichter des Dorfes Wadi Halfa blitzen herauf wie winzige Fünkchen eines am Nil zerstoßenen Lagerfeuers.

259 kreuzte weit über den Katarakt hinweg ins östliche Uferland des Nils.

Mit Wadi Halfa beginnt auch der Sudan, das ehemalige Reich des Mahdi.

Nacht im Sudan! Ein berückendes Kapitel für denjenigen, der es erlebt hat. Im Schlaf war in der letzten Phase der Expedition ja doch nicht zu denken. Aber auch ein intuitives Gefühl, wie das lange Ahnen eines bevorstehenden unabänderlichen Erlebnisses, hielt ihn fern. Und so starrete man in Ermangelung eines Besseren den Himmel an, den

Nachthimmel mit der unvergleichlichen Pracht seiner leuchtenden Welten, die von einer Erhabenheit ist, wie sie nur der Wüstenhimmel aufweist. Nirgends strahlen die Sterne in solchem Glanz wie in der kristallklaren, reinen Wüstenluft. Und dieser Anblick entzückt nicht nur das Auge; auch die Seele des Beschauers schwingt sich auf den Flügeln

des Gebetes zu ihrem Schöpfer, ihrem Gott, der all diese Welten erschaffen hat. —

Die endlose Kette kahler, geisterbleicher Hügel, die zwischendurch mit der Wüstenlandschaft wechselt, hat längst wieder einer gähnenden Leere Platz gemacht. Der Nil mußte, der Karte nach zu urteilen, schon weit, weit östlich liegen.

Zwischen der riesigen Nilsschleife Ed Debbeh — Khartum breitet sich die Bejudasteppe aus, die der Sudanese Chala nennt. Diese Chala weist nicht nur Grasflächen auf, sondern ist auch kurz

nach der Regenzeit sogar mit einem so dichten Blütenteppich bedeckt, daß die schreienden Farben desselben dem Auge des Europäers wehe tun können. Die üppige Vegetation stirbt aber ebenso schnell ab, wie sie entstanden ist; und dann bildet die Bejudasteppe eine kahle, lederfarbene Ode, welche den Menschen gleich der Wüste tief zu ergreifen vermag.

„... Wer sie durchritten hat, dem graust, Sie liegt vor Gott in ihrer Leere Wie eine leere Bettlerfaust“,

so beschreibt Feiligrath die Steppe; und eine solche riesige „Bettlerfaust“ galt es jetzt in Höhe 900 zu überwinden.

Jetzt lag über dieser Steppe der Schleier der Nacht, und über sie hinweg jagte, wie von Surien gepeitscht — alle Maschinen hatten äußerste Kraft voraus —, der deutsche Luftries. Der Zeiger des Leuchtzifferblattes der Borduhr rückt auf Mitternacht. Noch zweimal 24 Stunden — und 259 muß am Ziel angelangt sein. Die Gedanken der Besatzung weilten nun bei ihren Kameraden in Deutsch-Ostafrika. Wird es vielleicht nicht schon zu spät sein? —

Da! Rufspruch des Admiralsstabes: „Letzter Stützpunkt: Lettow-Vorles, Revala, verlorengegangen. Ganzes Nakoridehochland im Besitz der Engländer. Teile Lettows gefangen. Rest nördlich hart bedrängt. Sofort umkehren!“ —



Über der Gel'enwüste.



Wüstenbild vor der Dase Dachei.

Fremdenlegion.

Von Wilhelm v. Trotha, Halensee.

Die französische Fremdenlegion ist die Kolonialtruppe der Franzosen, die ihnen den größten Teil ihres heutigen, 12½ Millionen qkm großen Kolonialreiches erobert, den Schutz des eroberten Landes gegen die unruhigen und aufständischen Eingeborenenstämme zu übernehmen und jede Erhebung durch kriegerische Maßnahmen niederzuhalten hat; sie hat Eisenbahnen und Wege zu bauen, Brunnen zu graben, Häuser, Forts, Blockhäuser usw. zu errichten, das Land zur Bestellung zu roden, kurz, alle jene Arbeiten zu leisten, die hernach aus diesen Eindrücken fruchtbare Länder entstehen lassen. Ihre letzte und wichtigste Aufgabe ist die Sicherung der Länder, in denen die Franzosen aus den 57 Millionen farbiger Bevölkerung ihr farbiges Heer von alljährlich 280 000 farbigen Rekruten ausheben.

Daß diese Aufgaben in erster Linie deutschen Männern zugemutet werden, zeigt uns der französische General Mordacq, von 1920 bis 1925 kommandierender General des 30. französischen Armeekorps in Wiesbaden, in seinem Buche „Fünf Jahre Kommando am Rhein“, in dem er schreibt:

„Als Kabinettschef Clemenceaus im Jahre 1919 hatte ich die Grundlagen für die Neuorganisation der französischen Armee festzulegen. Meine Gedanken wurden angenommen, die Eroberung Marokkos mit Deutschen zu beenden, den Schutz am Rhein aber den Marokkanern anzuvertrauen. Mit anderen Worten: Es sollte eine Division der Fremdenlegion aus Deutschen gebildet werden; umgekehrt sollten an den Rhein Regimenter der kriegslustigen Marokkaner geschickt werden.“

Die Legion wurde nach dem Kriege von rund 12 000 Mann sehr bald, eben in erster Linie durch Deutsche, auf 25 000 Mann verstärkt, sollte 1925 sogar 50 000 Mann stark werden, hat aber eine Gesamtgefechtsstärke von 38 000 Mann kaum überschritten. Seit 1919 haben in ihr rund 50 000 Deutsche gedient, von denen schätzungsweise 40 000 Deutsche den Tod gefunden haben, wie überhaupt die Verluste mit 80 % angegeben sind. Man vermutet wohl auch nicht mit Unrecht, daß ein großer Teil der 27 000 nie aus Frankreich heimgekehrten deutschen Kriegsgefangenen, die als „vermißt“ gemeldet worden sind, in die Legion gepreßt wurde; heimgekehrte Kriegsgefangene haben ausgesagt, daß ihnen angeboten war, zudiktierte Strafen mit ihren höchst unbequemen Begleiterscheinungen erlassen zu bekommen, wenn sie in die Legion eintreten und in ihr fünf Jahre dienen würden. Das soll in vielen Fällen geschehen sein, und daraus erklärt sich leicht, wie Frankreich die Legion auch während des Krieges hat halten und nicht zum wenigsten mit ihrer Hilfe die Gesamtstärke der an den verschiedensten Stellen

verwandten farbigen Armee auf fast 900 000 Mann hat bringen können.

Wer geht in die Legion?

Verbrecher, Drückeberger, geflüchtete Separatisten, Abenteuer, hungernde Arbeitslose, erpreßte, nach Frankreich angeworbene Aufbauarbeiter und beliebige Männer oder Jünglinge, die den gewissenlosen Werberrn oder Werberinnen ins Garn gelaufen sind, denen sie ihre Zusage und Unterschrift „im Saff“, wie mir einmal ein Legionär in seiner

Zerknirschung und Wut aus Algier schrieb, gegeben hatten. Alle diese Unglücklichen, selbst die, die „freiwillig“, wie sie sagen, „aus Not“, in die Legion gegangen sind, erkennen sehr bald, aber erst wenn es zu spät ist — denn die Legion gibt kein einmal gefangenes Opfer wieder heraus —, in welche Hölle sie geraten sind! Sie kommen im wahrsten Sinne des deutschen Sprichwortes „vom Regen in die Traufe“, denn der Legionär ist der schlechtest bezahlte, hungernde Soldat und Schwerstarbeiter auf Gottes weitem Welt!

Vier Pfennige Löhnung pro Tag; in Marokko beim mobilen Feldregiment etwa 16 Pfennige; in der Garnison: ein Becher Kaffee, zwei Portionen Suppe am Tage, Brot. Und alles, Dienst und Arbeit, bei einer Durchschnittstagesstemperatur von 40 Grad, immer Sonne, und einer Arbeitsleistung von oft vierzehn Stunden am Tage!

Das ist das Leben des Legionärs!

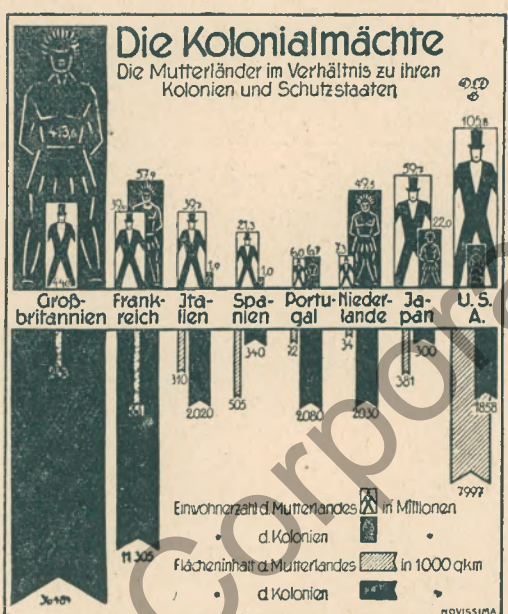
80 % aller Legionäre sterben! Zwei Worte von Kennern der Legion, ehemaligen Kommandeuren, kennzeichnen das Los dieser dem Tode Geweihten. General de Négrier rief der ins Gefecht gehenden Truppe zu:

„Legionäre, ihr seid Soldaten, um zu sterben! Und ich sende euch dahin, wo man stirbt!“

Oberst Villebois de Mareuil aber sagte von Nordafrika:

„Es gibt kaum einen Hügel im Lande, unter dem nicht Legionärsleichen begraben liegen.“

Heute setzt sich die Legion aus sechs Fremden-Infanterie- und einem Fremden-Reiterregiment mit einer Gesamtstärke von 23 000 bis 25 000 Mann zusammen, von denen etwa 18 000 bis 20 000 Mann Deutsche sind! Die Zahlen schwanken dauernd hin und her. Sie richten sich nach den Abgängen und Zugängen, und da den Franzosen allem Anscheine nach klar geworden zu sein scheint, daß sie die ursprünglich angesetzte Etatstärke von 50 000 Mann nie erreichen, eine Steigerung des Ersatzes auch nicht erwarten können, sondern ein dauernder Schwund festzustellen ist, so haben sie den Etat bereits für 1927 auf nur noch 19 000 Mann angesetzt. Diese Verminderung ist der Ausdruck jener geschickten französischen Sachlichkeitspolitik. Entspricht diese



Zwar sucht man Deutschland vergeblich auf vorstehender Übersicht — bekanntlich sind uns sämtliche Kolonien durch den Versailler Vertrag genommen und der sogenannten „Mandatskommission“ unterstellt —, trotzdem dürfte die Aufstellung allgemeinen Interesses sicher sein; so vor allem die Feststellung, daß das englische Kolonialreich fast 15mal (!) größer ist als Großbritannien, daß der französische Kolonialbesitz den Flächeninhalt Frankreichs um mehr als das Zwanzigfache übertrifft, und daß Holland über Kolonien gebietet, die in ihrer Gesamtheit sechzigmal größer sind als die Niederlande.

Biffer doch genau der Zahl der noch in der Legion dienenden Deutschen; denn nach dem Jahre 1931 wird die Legion nur noch aus Deutschen bestehen können, da andere Staaten es ihren Landeskindern verbieten, Dienste in der französischen Fremdenlegion zu nehmen.

Ein kurzer historischer Rückblick ist zur näheren Erklärung dieser Entwicklung unerlässlich. Sie hängt eng zusammen mit der Erfassfestlegung im Jahre 1831, ein Jahr nach Gründung der Legion, die sich damals zusammensetzte aus entlaufenen Verbrechern, Deserteuren und fremden Teilnehmern an der Juli-revolution von 1830. In dem erstgenannten Jahre schloß Frankreich mit fast allen Staaten einen Vertrag ab, wonach es ihm gestattet war, 100 Jahre lang Rekruten aus diesen Ländern für seine Legion anzuwerben. Das Verbrecher- und Abenteuerertum stellten in so reichlichem Maße Erfass, daß die Legion schon wenige Jahre später 6000 Mann stark war.

Diese Abmachungen hatten aber Amerika und England nicht unterschrieben. Nach Gründung des Kaiserreiches verbot auch Deutschland das Anwerben auf deutschem Boden. Dieses Verbot hob das Versailler Diktat 1919 auf, und seitdem hat das Anwerben Deutscher für die Legion jenen Umfang angenommen, der durch die oben genannte Zahl der in der Legion dienenden Deutschen zum erschreckenden Ausdruck kommt. Der hierfür im Versailler Diktat in Frage kommende Artikel ist der Artikel 179, Teil VA. I, Kapitel 3, dessen Anfang inhaltlich und Ende wörtlich lauten:

„Unbedingtes Verbot für deutsche Reichsangehörige, Dienste in einem fremden Heere, in der Marine oder im Luftdienst zu nehmen.“ Bei Beratung dieses Artikels erhob sich der Vertreter Frankreichs und beantragte folgenden Zusatz, der auch angenommen wurde:

„Diese Bestimmung berührt doch nicht das Recht Frankreichs, gemäß den französischen Heeresgesetzen und Verordnungen Rekruten für die französische Fremdenlegion anzuwerben.“ —

Im Jahre 1931 laufen die ersterwähnten Verträge zwischen Frankreich und den anderen Staaten ab. Schon 1925 haben diese Staaten außer Deutschland dem Völkerbunde eine Denkschrift mit dem Titel: „L'engagement à la légion étrangère et le droit international civil“ überreicht, in der die Auflösung der Fremdenlegion gefordert wird.

Der Völkerbund hat auf Veranlassung des französischen Vertreters Regnault dieses Gesuch in seinem großen Aktenschränk verschwinden lassen. Bereits 1919 haben die nach dem Kriege neu entstandenen Staaten, wie Polen, Tschechei, Litauen, Randstaaten usw., verboten, daß in ihren Hoheitsgebieten ihre Landeskindern für die Legion angeworben werden dürfen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Gesuchstaaten dem Beispiele dieser Staaten folgen und das Anwerben für die Legion ebenfalls verbieten werden.

Welcher Staat bleibt also als einziger übrig, in dem dann geworben werden darf? — Deutschland!

Und darauf hat sich Frankreich mit seiner weitsichtigen Realpolitik sofort eingestellt: etwa 19 000 Deutsche dienen zur Zeit in der Legion, 19 000 Mann soll sie in der Zukunft stark sein, also wird sie wenige Jahre nach dem Termin 1931 nur noch eine „französische Truppe, bestehend aus Deutschen“, sein, wenn wir Deutschen nicht das Anwerben bei uns unterbinden oder der Artikel 179 durch den Völkerbund aufgehoben wird! Denn daß ihn Frankreich als „Verständigungsobjekt“ zugunsten Deutschlands opfern wird, erscheint ausgeschlossen!

Die Einrichtung der Legion ist aber auch rein menschlich verwerflich, weil sie einzig und allein von der Not anderer Menschen lebt und zehrt und diese Not zum Geschäft des Menschenhandels gemacht hat.

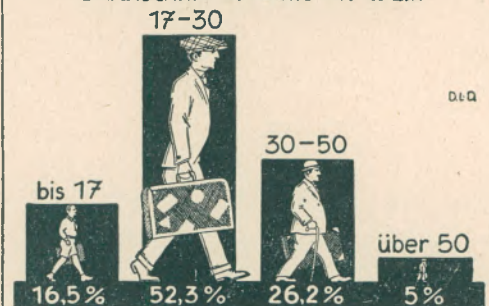
Hiergegen aber ist nicht nur, wie es in amtlichen „Verlautbarungen“ so schön und nichtsagend heißt, „Verwahrung“ einzulegen, sondern es sind Mittel und Wege zu finden, die praktisch Abhilfe schaffen. Es gilt, deutsche Landeskindern, die da draußen — ob bewußt oder unbewußt, das geht uns nichts an — „Vaterlandsverrat“ treiben, vor einem schmachvollen Tode unter den Fahnen Frankreichs zu bewahren. Ein Staat aber darf sich nicht in aller Öffentlichkeit und mit erpreßten internationalen Gesetzesmitteln — Versailler Diktat — zwingen lassen, die eigenen Landes-

leute zum „Landesverrat“ zu bringen. Hat aber bis heute auch nur eine deutsche Reichsregierung ernsthaft versucht, gegen diese Schande das Gewissen der Welt aufzurufen?

Es gilt daher, Aufklärung zu schaffen und zu zeigen, daß man dem Problem vielleicht leichter zu Leibe gehen und es lösen kann, als der Laie glaubt, wenn man den nötigen Willen dazu hat.

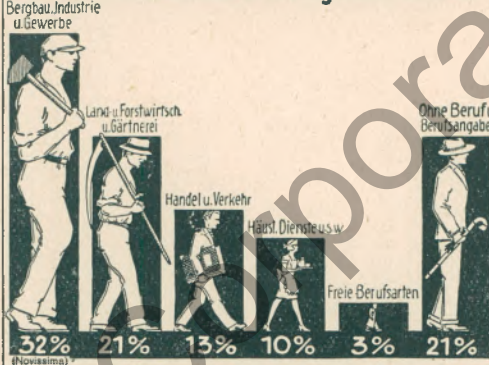
Das Alter der Auswanderer

Von 100 deutschen Auswanderern waren im Durchschnitt der Jahre 1919-25 alt:



Die Berufe der Auswanderer

Von 100 Auswanderern gehörten zu:



Während vor dem Kriege ein großer Teil von Auswanderern, denen die Heimat zu eng wurde, in den deutschen Kolonien Arbeit und Nahrung finden konnte, ist ihnen diese Möglichkeit heute genommen. So wird fast jeder Auswanderer heute leider — um ein vielbeseandetes und doch in seiner Grundbedeutung zutreffendes Wort zu benutzen — zum „Kulturdünger fremder Nationen“. Wenn man von den Großstädten absieht, zeigt es sich, daß die Auswanderung besonders stark ist in den Gebieten mit landwirtschaftlicher Bevölkerung. Unter den industriellen Berufsgruppen weisen die Eisen- und Metallindustrie und Elektrotechnik die größte Zahl der Auswanderer auf. Von den 1926 ausgewanderten 65 281 Deutschen gehörten 20,5 % der Landwirtschaft an, 34,3 % der Industrie, 16,5 % dem Handel und Verkehr, 11 % standen in häuslichen Diensten oder waren ohne feste Stellung, und 3,5 % stammten aus der Verwaltung und den freien Berufen. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr allzu fern, in der Deutschland, heute das „Volk ohne Raum“, seinen in die Fremde ziehenden Landeskindern wieder eine eigene Scholle auf deutschem Boden zur Verfügung stellen kann!



Astronomisches vom Dezember 1927.

Von Prof. E. Hülskötter.

Dieser letzte Monat des Jahres gibt uns den Schluß des Herbstes und eröffnet im letzten Drittel zugleich den astronomischen Eintritt in den Winter. Er war vor der römischen Kalenderreform der zehnte Monat und daher benannt nach der lateinischen Bezeichnung decem = zehn.

Das Bild des gestirnten Abendhimmels an den ersten Dezembertagen ist gegen 19 Uhr dasselbe wie das von 21 Uhr anfangs November. Die Ursache liegt in der bekannten monatlichen Verschiebung der Erde in ihrer Bahn von West nach Ost, was dann die scheinbare Wanderung der Sonne durch die Sternbilder

der Ekliptik zur Folge hat. Unser Kärtchen gibt den Sternhimmelsanblick gegen 21 Uhr zu Dezemberbeginn; man vergleiche aber einmal mit Hilfe der Karte des Vormonats zu den entsprechenden Stunden die Himmelsbilder, und man wird bei öfterer Wiederholung leicht Ueberblick und Vorstellung der Konstellationsänderungen erhalten. Das Sternbild des Stiers mit den Hyaden und Plejaden (Siebengestirn) sei besonderer Beachtung empfohlen, auch unter Zuhilfenahme schwacher Gläser. Im Siebengestirn sieht ein gutes Auge sechs Sterne, aber mit Glas je nach der Wirkung hunderte. Die Milchstraße geht am frühen Abend immer noch durchs Zenit und hat z. B. gegen 21 Uhr, wie die Karte zeigt, Richtung von Südost nach Nordwest. Die beiden veränderlichen Sterne Algol im Perseus- und Mira im Walfischbild seien hervorgehoben. Teilt man sich den Meridian von Zenit bis Südpunkt des Horizontes in vier gleiche Teile, so steht Algol etwas östlich vom Endpunkt des ersten Viertels, Mira desgleichen westlich vom Anfang des letzten Viertels. Man verfolge beide Sterne in den nächsten Wochen, möglichst allabendlich mehrmals, zur Feststellung ihrer Helligkeit in Vergleichung mit einem benachbarten Stern.

Der Mond zeigt ausnahmsweise einmal wieder fünf Phasen innerhalb Dezember. Das erste Viertel ist am 2. Dezember 3,02 Uhr, Vollmond am 8. Dezember um 6,05 Uhr, letztes Viertel am 16. Dezember um 1,01 Uhr und Neumond am 24. Dezember um 5,02 Uhr. Demnach fällt das nächste erste Viertel noch vor die Jahresseide, und zwar auf den 31. Dezember, 12,22 Uhr.

Wichtiger ist, daß die Stellung des Mondes am 8. Dezember (beim Vollmond) zu Erde und Sonne derartig ist, daß unser Wohnplanet genau in gerader Linie zwischen ihn und die Sonne gelangt, mithin muß der Erdbegleiter durch den

Schattenkegel der Erde, der dreieinhalbmal so lang ist als die Entfernung des Trabanten von ihr, und dieser wird daher total verfinstert. Diese Erscheinung ist für unsere Gegenden sichtbar, denn Mondaufgang ist an dem Tage 20 Minuten vor 16 Uhr (für Berlin) und der Eintritt in die Wirkungssphäre des Schattens überhaupt erfolgt um 7 Minuten vor 16 Uhr. Es ist dieses der Beginn der Halbschattenverfinsternis, die sich von ganz schwacher Lichtminderung an in allmählichem Übergang bis in den Kernschatten stufenweise verfolgen läßt. Es ist besonders interessant dabei, die Farbänderungen während des ganzen Verlaufes des Vorganges zu beobachten. Die Farbnuancen sind bei jeder Mondfinsternis anders, was zum Teil durch die variierenden Reflexlichter der verschiedenen Erdoberflächenteile erklärt wird, vor allem aber auch durch die veränderliche Sonnenkorona, die bei völliger Verdeckung der Sonnenscheibe durch den Erdkörper für den Mond noch wirksam bleibt. Die erste Berührung der Mondscheibe mit dem Kernschatten der Erde, der Beginn der eigentlichen Verfinsternis, wird 8 Minuten vor 17 Uhr einsetzen, und zwar am linken (östlichen) Rande etwas oberhalb der Mitte derselben. Etwa eine Stunde später (genau 17 Uhr 54 Minuten) ist die ganze Mondscheibe verdunkelt und bleibt in diesem Kernschatten bis 19 $\frac{1}{4}$ Uhr. Dann erst kommt der linke Mondrand wieder langsam in hellere Beleuchtung, denn er muß nun durch den Halbschatten wieder hindurch. Die letzte Berührung mit dem Kernschatten ist fällig um 20 Uhr

18 Minuten auf der rechten (westlichen) Seite etwas über der Mitte. Um 21 Uhr 17 Minuten verläßt auch der letzte Halbschatten den Vollmond. Ganz scharfe Festlegung des Ein- und Austritts des Halbschattens ist — vor allem mit freiem Auge — kaum möglich.

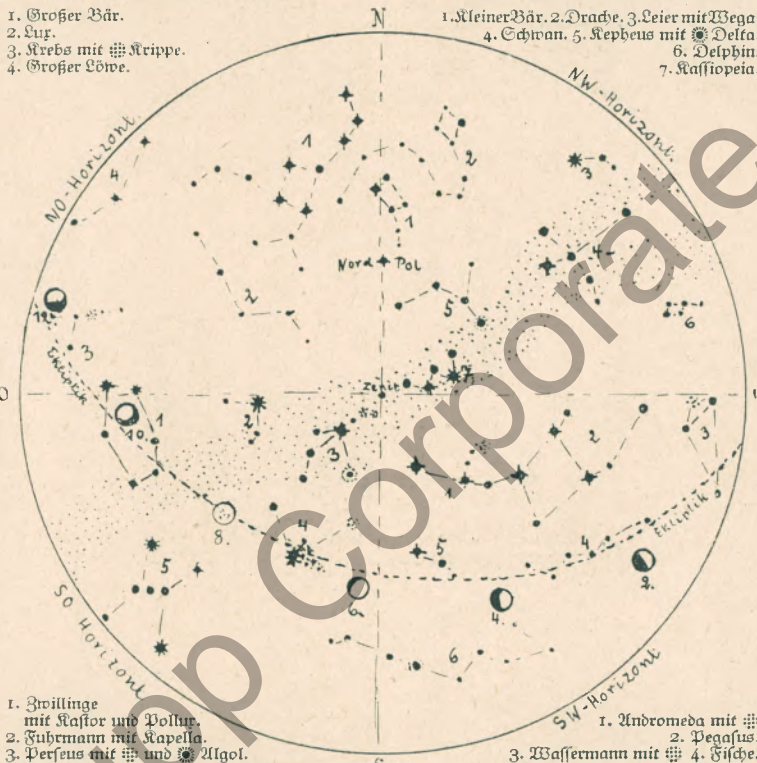
Am 24. Dezember, also vierzehn Tage später, hat der Mond die Hälfte seines Weges um die Erde vollendet, oder er hat die oberhalb der Ekliptik gelegene Bahnhälfte hinter sich und gelangt dabei als Neumond zwischen uns und die Sonne. Er muß nun, ähnlich wie der Merkur am 10. November, für uns als dunkler Körper vor der Sonnenscheibe erscheinen: wir haben „Mondvorübergang“, d. h. Sonnenfinsternis, da er bei seiner Größe, die scheinbar gleich der der Sonne ist, diese teilweise verdeckt. Die entstehende „partielle Sonnenfinsternis“ wird aber nur in den Gebieten um das südliche Polarmeer sichtbar sein, sie ist für uns daher ohne Belang.

Sternbilder im NO-Quadrant.

1. Großer Bär.
2. Lur.
3. Krebs mit Skrippe.
4. Großer Löwe.

Sternbilder im NW-Quadrant.

1. Kleiner Bär.
2. Drache.
3. Leier mit Vega.
4. Schwan.
5. Kepheus mit Delta.
6. Delfphin.
7. Kassiopeia.



1. Zwillinge mit Kastor und Pollux.
2. Fuhrmann mit Kapella.
3. Perseus mit Algol und Mirak.
4. Stier mit Aldebaran und Plejaden.
5. Orion mit Betelgeuze und Rigel.

Sternbilder im SO-Quadrant.

Sternbilder im SW-Quadrant.

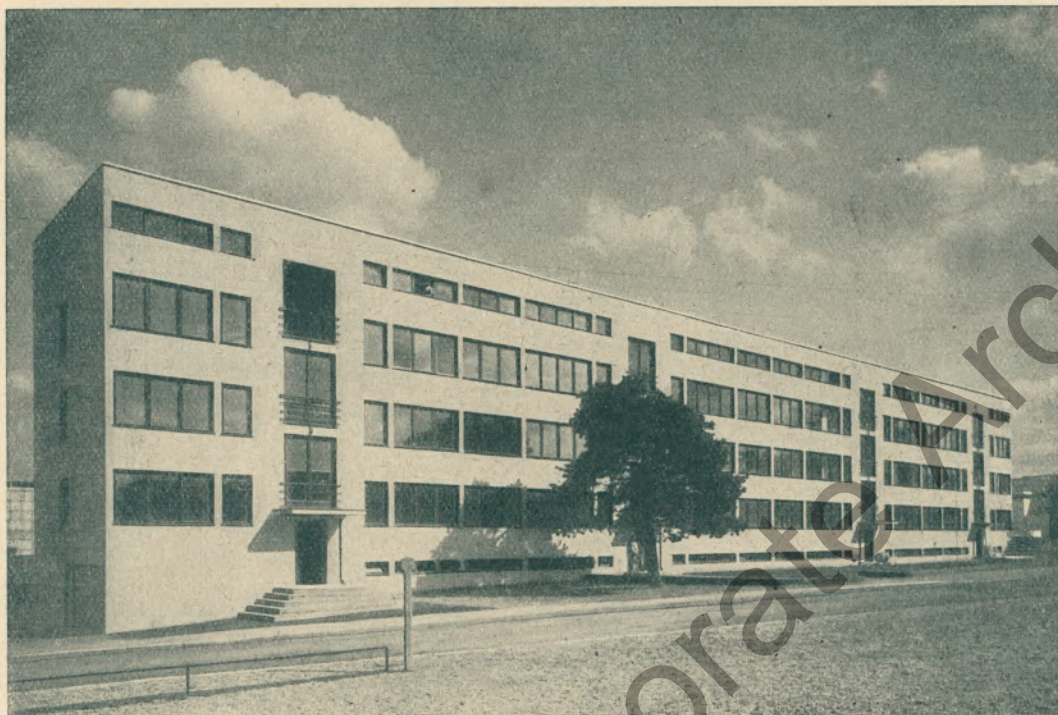
Dezemberbild des Sternhimmels.

Zu Monatsbeginn gegen 21 Uhr, —mitte 20 Uhr, —ende 19 Uhr.

Zeichenerklärung:

Sterne: * 1. Größe; * 2. Größe; • 3. Größe; • 4. Größe; • veränderliche Sterne; • Mond; • Planeten; • Nebel und Sternhaufen. Die Namen der Sterne 1. Größe und der veränderlichen sind angegeben, desgl. Nebel und Sternhaufen, die mit freiem Auge erkennbar sind.

Die „neue Sachlichkeit“ im Lichte der Kritik.



Miethausblock in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung.
Architekt Mies van der Rohe, Berlin.

Selten haben die gedanklichen Probleme einer Ausstellung das Interesse der Öffentlichkeit in den letzten Jahren so stark berührt und so viele Kämpfer um das Für und Wider auf den Plan gerufen wie gerade die der Stuttgarter Bau- und Wohnungsausstellung des Deutschen Werkbundes.

Die Weißenhofsiedlung stellt fraglos einen bemerkenswerten Ausdruck des schöpferischen Willens einer neuen Baukunstbewegung dar, die als beachtliche Zeitererscheinung gewertet sein will. Die wesentlichen Grundzüge der neuen Bau- und Wohnkunst der Werkbundarchitekten lassen sich auf eine kurze Formel bringen: Hohlblockbauweise, große Fensterflächen, eingebaute und formvereinfachte Möbel, stark farbige Betonung der Außen- und Innenarchitektur und schließlich Fehlen jeder weiteren Ausschmückung.

Sicherlich hat der Wille, um jeden Preis dem Zeitalter einer neuen Sachlichkeit den Weg zu ebnen, hier und dort zu Seitenstreichungen geführt, mit denen man sich, auch wenn man neuen Gedanken noch so sympathisch gegenübersteht, nicht einverstanden erklären kann.

Man sollte aber immer bedenken, daß die Stuttgarter Ausstellung, erster größerer Schritt einer neuen Baukunst in die Öffentlichkeit, niemals den Anspruch darauf erhoben hat, etwas Abgeschlossenes, Fertiges, Einwandfreies zu bieten, sondern zeigen wollte: „So denkt eine Anzahl von Architekten, deren Namen in der Bauwelt einen beachtenswerten Klang haben, sich Haus und Wohnung der Gegenwart mit ihrer Forderung nach Licht und Sonne.“

Der Stadt Stuttgart gebührt das außerordentliche Verdienst, diesem Gedanken den Boden zu ihrer Verwirklichung

geeignet zu haben. Die „neue Sachlichkeit im Wohnungswesen“ ist dank dieser Förderung aus der Zeitstufe theoretisch mehr oder weniger unfruchtbarer Auseinandersetzungen über papierene Grundrisse herausgerückt. Ein altes deutsches Sprichwort, hier und dort als Inschrift den Giebel irgendeines als Kulturdenkmal in die neue Zeit hinübergeretteten Hauses zierend, dessen Schönheit und Zweckmäßigkeit, gemessen am Baujahr, heute unbestritten feststehen, sagt:

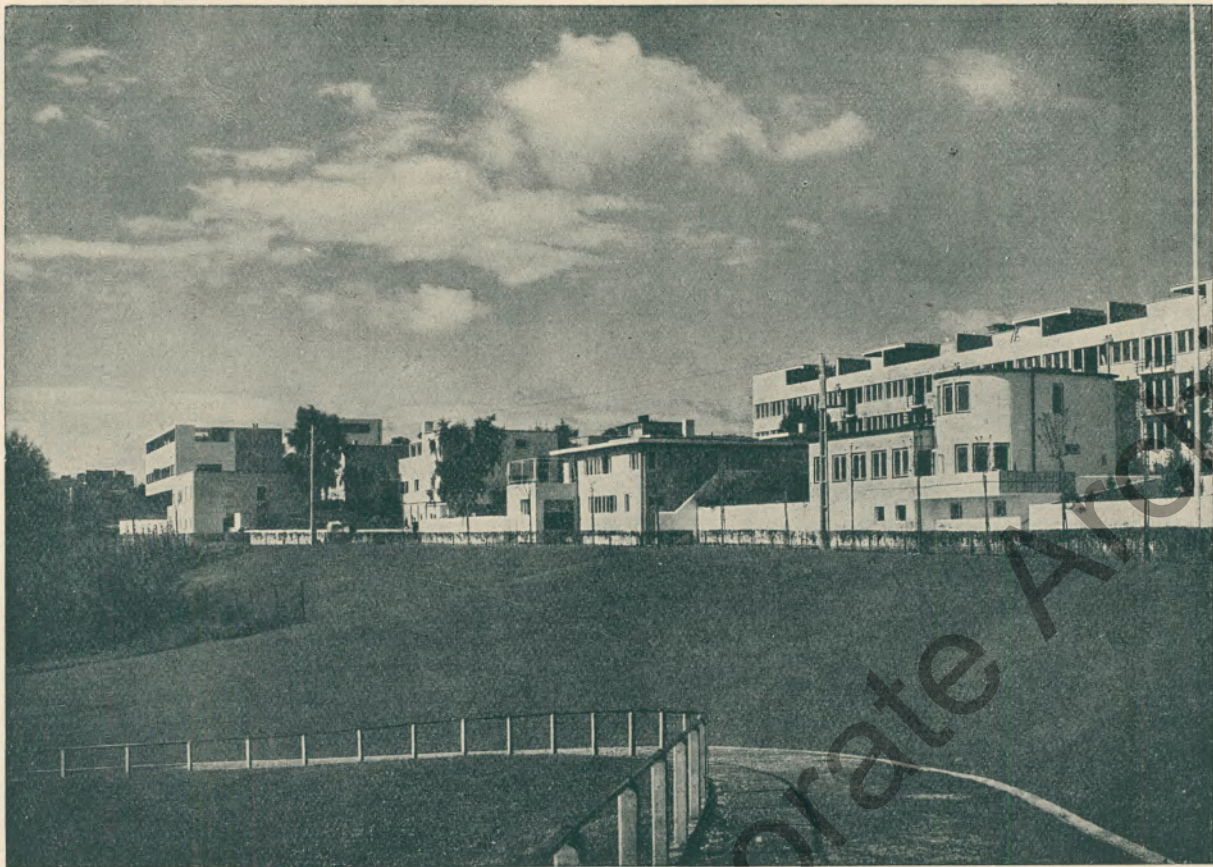
„Wer baut an der Straßen,
Muß Leute reden lassen“

und kündet von Kämpfen, die von jeher jeder neue Stil mit Herkommen und Gewohnheit auszusechten hatte.

Auch dem „Stil der neuen Sachlichkeit“ wird dieser Kampf, dessen Anfänge wir augenblicklich erst durchleben, nicht erspart bleiben. Glücklicherweise! Denn erst der Ausgang des Kampfes beweist, ob es sich lediglich um eine nicht lebensfähige „revolutionäre Marotte“ oder um einen lebenskräftigen Gedanken handelt, der, nach Entfernung der Schlackenreste, wirklich, wie seine Verkünder behaupten, Ausdruck einer neuen Zeit ist.

Von der Auffassung geleitet, daß fortschrittliche Gedanken, deren Auswirkungen die Allgemeinheit berühren, zweckmäßig von den verschiedensten Seiten in den Lichtkegel sachlicher Kritik gerückt werden müssen, um auch dem Nichtfachmann ein Urteil zu gestatten, geben wir nachstehend die Ansichten einiger „Rufer im Streit“ wieder, ohne uns die geäußerten Auffassungen im einzelnen zu eigen zu machen.

Die Schriftleitung.



Die Werkbundsiedlung auf Stuttgarts Höhen.

Ein Hauptbestandteil der Werkbundausstellung „Die Wohnung Stuttgart 1927“ ist die sogenannte Weißenhofsiedlung, bei der 16 neuzeitlich eingestellte Architekten Europas eigenartige Bauten erstellten, für die hauptsächlich industriell erzeugte Baustoffe Verwendung fanden. Die vorstehend abgebildeten Bauten sind, von links nach rechts gesehen, von Architekt Le Corbusier (Paris), Hilbersheimer (Berlin), Prof. Pölzig (Berlin), Dr. Döcker (Stuttgart), Max Laut (Berlin), im Hintergrund das Mietshaus von Architekt Mies van der Rohe (Berlin).

Die Stuttgarter Weißenhofsiedlung im Urteil der Berufsstände.

Ein Nachwort von Dr. R. Schupp, München.

Die bisher an der Ausstellung geübte Kritik hat in ihrer Stellungnahme zu den tausenderlei Einzelproblemen fraglos viel Wertvolles in bejahendem oder verneinendem Sinne zutage gefördert. Immerhin ist aber die Feststellung zu machen, daß ein Versuch, die Ausstellung als Gesamtheit einmal von der Warte verschiedener Berufsstände aus zugleich zu betrachten, noch nicht unternommen worden ist. Dieser Versuch, der zu einer ganz originellen Betrachtungsweise führt, sei im nachstehenden in aller Kürze unternommen.

Die Werkbundausstellung im Urteil der Berufsstände:

Der Bauunternehmer.

Bietet auch die Weißenhofsiedlungs-Ausstellung manch interessante und wertvolle Anregung sowohl im Hinblick auf die Grundrissgestaltung und die einheitliche Durchführung der Bauten in der neuen Hohlblockbauweise als auch in bezug auf die Anwendung verschiedener neuer Bauverfahren und die Verwendung neuer Baustoffe, so stellen jedoch diese Versuche immer noch keine cesslos befriedigende Lösung des brennenden Bauproblems dar, da die gezeigten Bauverfahren trotz teilweiser Verbesserungen noch nach wie vor empfindliche Mängel aufweisen. Die technische Durchdringung des gesamten Bauwesens muß noch erhebliche weitere Fortschritte machen, wenn die baldige Behebung der Wohnungsnot mit den vorhandenen beschränkten Mitteln in den nächsten Jahren in die Tat umgesetzt werden soll. Es ist jedoch anzuerkennen, daß die Vereinfachung der Bauformen auf den für die Bautechnik wirtschaftlichsten und für die Wohntechnik zweckmäßigsten Typ bereits wesentliche Fortschritte zeigt.

Der Architekt.

Der Architekt vom alten Schlag, der sich als Träger und Hüter einer durch lange Tradition künstlerisch gereiften Baukunst betrachtet und mit beiden Füßen in der Welt der erdbundenen Wirklichkeit steht, lehnt die Stuttgarter Hohlblock- und Flachdachbauweise als Fremdkörper für unsere Landschaft und als untauglich für unser Klima ab. Anerkennung zollt er dagegen den Bemühungen, verschiedene unbestritten vorhandene Mängel der bisherigen Bauweise einer besseren Lösung entgegenzuführen. Die von den Werkbundarchitekten gezeigten Arbeiten bieten ihm dabei sowohl in technischer wie in künstlerischer Hinsicht mancherlei wertvolle Anregungen.

Der moderne Architekt dagegen betont, daß in der Zukunft nur noch ein Baustil Berechtigung hat, und das ist der Stil, wie er in den Bauten der Weißenhofsiedlung zum Ausdruck kommt. Läßt er auch eventuell den Einwand gelten, daß den gezeigten Schöpfungen noch einzelne Schwächen anhaften, so begegnet er jedoch dieser Kritik damit, daß die Bauten die ersten praktischen Versuche größeren Umfangs in der neuen Richtung darstellen, und daß die ganze Baukunstbewegung erst noch in den Kinderschuhen steckt. Die Unterordnung aller baulichen Formprobleme unter den Imperativ der „neuen Sachlichkeit“ ist aber für ihn das Ziel, für das er seine ganze Arbeit und Kraft einsetzt. Die „neue Sachlichkeit“ muß die vorherrschende Linie der Baukunst des 20. Jahrhunderts werden.

Der Arzt.

Die Bestrebungen der Werkbundarchitekten, mit den gesundheitlichen Unzulänglichkeiten der alten Bauweise aufzu-

räumen und der Hygiene bei der zweckmäßigen Gestaltung der Wohnräume ein führendes Moment zuzuerkennen, können vom ärztlichen Standpunkt aus nur auf das wärmste begrüßt werden. Die in der Weißenhofsiedlung gezeigten Einzelwohnungen und Mietblockwohnungen sind in bezug auf die Lösung der Belichtungs- und Lüftungsfrage sowie im Hinblick auf die staubfreie Gestaltung und Anordnung der gesamten Inneneinrichtung vorbildlich zu nennen. Soweit noch Änderungen wünschenswert erscheinen, betreffen diese technisch leicht abstellbare Mängel. In diesem Sinne ist zu beanstanden, daß fast alle Häuser keine Doppelfenster und doppelten Außentüren haben. Für die Bewohner der Häuser sind dadurch in der kalten Jahreszeit erhebliche Erkältungsgefahren gegeben. Als unhaltbare Lösung muß jedoch das Fortlassen der bisherigen geschlossenen Zimmerunterteilung und die Schaffung eines einheitlichen großen Wohnraumes mit verschiedenen Nischen für Wohn-, Schlaf- und Esszwecke in einzelnen Häusern bezeichnet werden, da diese Wohnform nicht den Anforderungen der Hygiene entspricht. In den ganzen Räumen sind nicht nur jedes Wort und jede Lärmstörung für alle Anwesenden hörbar, sondern auch die in jeder Wohnung vorhandene Ausdünstung, vor allem des Schlafzimmers, teilt sich dem ganzen Wohnraum mit. Besonders bei Krankheitsfällen ist das Wohnen in derartigen Räumen für die Beteiligten sowohl in physischer wie auch in psychischer Hinsicht eine Unmöglichkeit. Sehr anzuerkennen sind dagegen die in allen Häusern eingebauten Bade- und Wascheinrichtungen.



Die beiden eigenartigen, vielumstrittenen Häuser des schweizerischen Architekten Le Corbusier, Paris.

Der Handwerker.

Die Einstellung des Handwerkers zu der Stuttgarter Bau- und Wohnschau ist aus verschiedenen Gründen nicht einheitlich. Seiner Grundeinstellung nach muß der Handwerker die mit der neuen Bau- und Wohnweise verfolgten Ziele ablehnen, da das mit dieser Bautechnik verbundene reine Zweckmäßigkeitsstreben in großem Umfang zur Ausschaltung der Handarbeit führt und an deren Stelle die normierte Maschinenarbeit setzt. Je nach dem Anteil des den einzelnen Handwerkszweigen noch bleibenden Arbeitspielraumes ist die Stellungnahme des Handwerkers daher verschieden.

Der Zimmermeister und der Dachdecker lehnen die neue Stuttgarter Bauweise ab, denn der Wegfall des gezimmerten und mit Ziegeln gedeckten Dachstuhles und dessen Ersatz durch eine massiv gebaute Flachdecke machen diese Berufe zum größten Teil überflüssig. Das gleiche trifft auch in gewissem Umfang auf die Handwerkszweige des Tischlermeisters und des Tapeziermeisters zu. Für den Tischlermeister ist dabei von ausschlaggebender Bedeutung, daß einerseits in weitestgehendem Maße eingebaute Schrankmöbel Verwendung finden, deren Fertigung ihm nur wenig Verdienst bringen, und daß andererseits, soweit Möbelfurnituren aufgestellt sind, statt Holzmöbel in großem Umfang Stahlrohrmöbel bevorzugt

werden. Trotzdem muß aber gerechterweise anerkannt werden, daß verschiedene Siedlungshäuser auch sehr geschmackvolle und materialedle Wohnzimmer-, Schlafzimmer- und Herrenzimmereinrichtungen enthalten. Völlig übergangen fühlt sich in gleicher Weise der Tapeziermeister, da die Tapete bei der neuen Bauweise als unhygienisch völlig in Acht und Bann getan ist. Sehr gut schneiden dagegen das Glaserhandwerk und das Malergewerbe ab, da nicht nur die überaus vielseitige Verwendung von Glasfenstern und Glastüren, sondern auch die stark betonte Bemalung der Außen- und Innenwände der Häuser beiden Handwerkszweigen reiche Beschäftigungsmöglichkeiten sichert.

Der Familienvater und die Hausfrau.

Der Familienvater steht den Formproblemen der „neuen Sachlichkeit“ beim Bauen und Wohnen mit einer gewissen inneren Abgeklärtheit gegenüber, denn der geistige Sprung von der gewohnten altväterlichen Wohnweise zu der luft- und lichtumspülten modernen Wohnform der Werkbundarchitekten mutet ihn wie ein Nietzscheanischer Entwicklungssprung zum Übermenschen an. Wünscht seine Tochter eines der Häuser als Mitgift zu erhalten, so zeigt er sich dem aus väterlichem Wohlwollen nicht abgeneigt, nur macht er zur Bedingung, daß er auf Lebzeiten für keinerlei Kohlenrechnungen zu Beheizungszwecken aufkommen muß.

Die Hausfrau interessiert sich begreif-

licherweise am stärksten für die Lösung der neuzeitlichen Küchengestaltung. Gegenüber der Küche von gestern stellen allerdings die gezeigten Küchenanlagen sowohl in den Einzelhäusern als auch in den Mietwohnungen teilweise ganz ideale Lösungen dar. Die Küchenherdbefuerung erfolgt durchweg mit Gas oder elektrischer Kraft. Auch die Heizungsfrage ist in technischer Hinsicht durch den Einbau von Zentralheizungen in allen Häusern befriedigend gelöst. Zum Wäschewaschen stehen teilweise besondere Waschräume und Trocknungsgelegenheiten zur Verfügung.

Der Arbeiter.

Die Stellung des Arbeiters zu der neuen Baukunst ist gleichfalls nicht einheitlich. Aus einem gewissen Klassenbewußtsein heraus, das ihm die Auffassung aufzwingt, die neue Baukunst sei nur für die spielerischen Launen der begüterten Klassen da, lehnt er die neue Baubewegung ab. Werden ihm dagegen die Vorzüge der neuen Wohnweise vor Augen geführt und hört er, daß danach gestrebt wird, den Zins für Mietwohnungen nicht höher zu halten als für eine Wohnung in den bisherigen unzulänglichen Mietkasernen, so bringt er aus dem elementaren Empfinden heraus, mit dem Bisherigen nichts zu verlieren, mit dem Neuen jedoch gewinnen zu können, der neuen Stuttgarter Bauweise ein gewisses Verständnis und Interesse entgegen.

Sachlichkeit.

Von Hans Bethge.

Man spricht heute viel von der „neuen Sachlichkeit“. Der Begriff ist ein energisches Schlagwort geworden, und wer sich ihm nicht beugt, gilt als unmodern. So ist es stets, wenn sich ein neuer Stil meldet: seine Verkünder meinen immer gleich, nun könne die Formgebung in dem neuen Sinne auf allen Gebieten der Kunst und des Daseins mit aller Ausgiebigkeit beginnen. Sachte, sachte, liebe Freunde! Auch die „neue Sachlichkeit“ ist sterblich, wie alles auf dieser Erdenkruste; sie ist freilich auch begreiflich, ja sie war vorauszusehen und mußte kommen als notwendige Erwiderung auf all das übertrieben Unsachliche, Verschwommene und die schließliche völlige Auflösung der Form, die der Expressionismus mit sich brachte.

Die strenge Versachlichung aller jener Dinge, die rein praktischen Zwecken dienen, ist eine höchst berechnete Forderung. Das Automobil ist schon heute ein rein auf seine Zwecke hin folgerichtig durchdachter Organismus, und es ist schön und raffig in seiner Sachlichkeit, ebenso das Flugzeug, die Maschine, das Segelboot, das Dampfschiff. Ein Badezimmer oder eine Küche oder den Tresor einer Bank soll man bis ins letzte sachlich, d. h. praktisch, einrichten; die Bedeutung dieser nützlichen Zwecken dienenden Räume beruht ja gerade in ihrer klaren, zweckhaften Art, und alles wahrhaft Zweckmäßige ist auch schön. Aber wenn man, wie es heute geschieht, ein Wohnzimmer oder den Salon einer Dame lediglich unter dem Gesichtspunkte der Sachlichkeit gestaltet, so ist das ein am falschen Objekt angewendetes Prinzip und darum 'ein Beginnen, das keine Zukunft hat. Man fertigt heute Sessel aus Aluminium oder gebogenem Blech, Sessel, die den Eindruck erwecken, als stünden sie auf Schlittenträgern oder als seien sie gemacht, nicht um den Körper eines Menschen, sondern die Ampullen eines Chemikers zu tragen. Alle diese Versuche sind gewaltsame „Konstruktionen“, sie sind nicht natürlich und werden deshalb bald wieder verschwinden. Man

begeht den Fehler, ein Wohnzimmer unter dem gleichen Gesichtspunkt wie einen Banktresor oder ein Segelboot zu behandeln, und vergißt, daß das eine Objekt rein zweckhaft ist, während sich das andere an ganz artverschiedene, für ein erfreuliches Dasein sehr wichtige Instinkte in uns wendet, an Instinkte nämlich, denen das Spiel mit der Phantasie und der schönen Zwecklosigkeit Bedürfnis ist. Das Sachlich-Zweckmäßige ist schön, aber das Künstlerisch-Zwecklose ist auch schön, und die seelische Struktur des Menschen verlangt nach beidem.

Wenn man alle Bilder, alle kunstgewerblichen Gegenstände, allen Schmuck, auch den schönsten, aus unserer Wohnung verbannen will, weil er nicht „sachlich“ ist, so

betrifft man einen Irrweg. Solche Wohnräume vollkommener Nüchternheit, wie sie heute besonders das Bauhaus in Dessau konstruiert, sehen mit ihren kahlen Wänden und ihren Stühlen aus Eisenblech wie Operationszimmer oder Laboratorien aus. Es sind Räume, die zwar für Arbeitszwecke brauchbar erscheinen, die aber in ihrer völligen Unwohnlichkeit für den Nutigen, der in ihnen zu hausen sich entschließt, auf die Dauer wie ein Alpdruck wirken müssen. Es sind Wohnmaschinen, keine Wohnungen.

Eine auf die Spitze getriebene, auf das ganze kulturelle Dasein ausgedehnte Sachlichkeit ist unbefriedigend, ja unerträglich, weil sie weite Gebiete unserer seelischen Landschaft brachliegen läßt. Diese Gebiete melden sich ganz von selbst und wollen wieder beackert werden, und sie erzwingen dann mit Gewalt das Herauskommen eines neuen Umschwungs. Hat man die Sachlichkeit übersteigert, wodurch man ihr den Lebensnerv nimmt, so wird — man kann es schon heute voraussagen — als Reaktion irgendeine neue romantische Regung kommen, trotz Maschine, Mechanisierung und Elektrizität. Und wenn wir wahr sein wollen: Wir alle lieben ja diese Erde am innigsten gerade um jener Dinge willen, die nicht sachlich sind.



Typenhaus des Schwäbischen Siedlungsvereins.
Südseite, Hauptwohnseite mit Ausgang zum Garten.

Glossen zur Weißenhofsiedlung.

(Aus Nr. 81 der „Tonindustriezeitung“. Vgl. auch S. 38.)

Einige Regeln für den modernen Architekten.

1. Wähle das flache Dach (Haus 1—33). Das Entwerfen ist erleichtert und du erscheinst modern.
2. Mache die Treppenstufen so schmal, daß nur der Vorderfuß Platz hat (Haus 5). Du schonst deine Absätze.
3. Bringe für das flache Dach eine eiserne Leiter fest an (Haus 11). Der häufige Besuch des Dachdeckers wird dadurch erleichtert.
4. Vermeide es, gemauerte Brüstungen abzudecken (Haus 13). Der Klempner muß auch später Beschäftigung haben.
5. Mache die Flure nur 65 Zentimeter breit (Haus 14). Der Hausherr wird dabei von Seitensprünge abgehalten.

6. Mache Fenster getrost fest ein. (Haus 14). Der Regen wird sie schon abwaschen.
7. Empfiehl deinem Bauherrn Diensthof mit abnorm langen Armen (Haus 14). Du kannst dann deine breiten Schiebefenster anordnen.
8. Wähle schon in deinen Zimmern Krankenhausbetten (Haus 17). Du fühlst dich dann in jeder Klinik wie zu Haus.
9. Lege Podestbalken recht niedrig (Haus 19). Der Bewohner braucht sich dann nicht an andern Dingen den Kopf zu zerbrechen.
10. Scheue dich nicht vor steilen Gartenwegen (Haus 21). Du hast dabei jederzeit eine Rutschbahn.
11. Verwende schmale und tüchtig gewendelte Treppen (Haus 23). Du erzieht die Bewohner zur Geschmeidigkeit.



Welche Anregungen bietet uns Frauen die vom Deutschen Werkbund erstellte Weißenhofsiedlung in Stuttgart?

Von Charlotte Klotz.



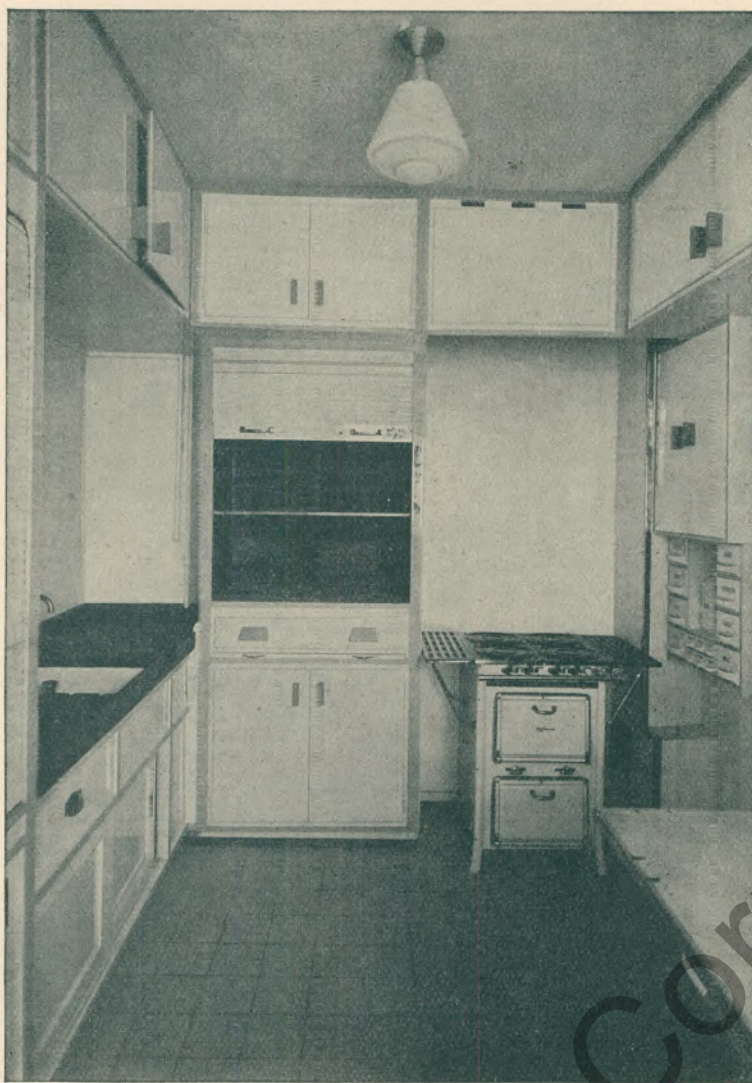
Das Typenhaus des Schwäbischen Siedlungsvereins.
Entwurf: Reg.-Baumeister W. Riß, unter Mitarbeit von Dipl.-Ing. Th. Klemm, Stuttgart.

Mit dem Ende einer Ausstellung verbindet sich unwillkürlich der Gedanke, daß alles, was an Wertvollem mühsam zusammengetragen wurde, wieder abgebrochen und verstreut wird. Das trifft aber bei der Ausstellung „Die Wohnung“ nur in geringem Maße zu, denn ihre Haupttat, die Weißenhofsiedlung, wird bestehen bleiben — nicht als dauernde Ausstellung, sondern als ein Teil der Stadt Stuttgart. Die Häuser sollen bewohnt und dadurch am einwandfreiesten auf ihre Brauchbarkeit geprüft werden.

Brauchbarkeit! — Unter welchen Umständen wird diese Forderung erfüllt sein? — Zweifellos, wenn die Wohnungen

so angelegt und eingerichtet sind, daß sie „wohnlich“ sind. Überlegen wir: Was ist wohnen? Nichts anderes als schlafen, essen, kochen, wirtschaften (waschen, bügeln, nähen usw.), sich erholen. Und diese Arbeits- und Lebensvorgänge sollen sich so reibungslos als möglich abspielen.

Niemand wird die kühne Behauptung wagen, daß das in unseren bestehenden Wohnungen schon der Fall ist. Teils liegt dieser Mangel an der Anlage der Wohnung, also am Architekten, der sie baute. Teils ist er aber auch in uns selbst zu suchen. Viele Frauen verwechseln noch heute ihre Wohnung mit einer Bildergalerie, einem Teppichgeschäft oder einer



Küche mit Speisedurchgabe zum Esszimmer.
Typenhaus des Schwäbischen Siedlungsvereins, Stuttgart.

Galanteriewarenhandlung und plagen sich freiwillig ab, diese zum Wohneigentum nützlichen Dinge zu säubern und zu pflegen. Sie vergeuden ihre Kraft und Zeit daran, anstatt sie für nützlichere Beschäftigung und zu der der Hausfrau allzeit nötigen Erholung zu verwenden. All diesen Frauen wünschte ich von Herzen, sie hätten die Weissenhofsiedlung sehen können, um dort belehrt zu werden, wie erstaunlich wenig Gegenstände erforderlich sind, um eine Wohnung „wohulich“ zu gestalten; wie diese Wohnungen trotzdem nicht etwa öde und freudlos wirken, sondern im Gegenteil unendlich heiter. Strahlend hell ist es in allen Räumen. Es gibt keine dunklen Ecken und Winkel. Freilich stehen uns in unseren alten Wohnungen nicht Fenster und Balkontüren in solchem Riesenformat zur Verfügung. Um so mehr sollten wir es aber wie auf der Weissenhofsiedlung halten, um ihnen so wenig wie möglich ihren Zweck durch Gardinen, Stores oder die völlig unsinnigen Scheibengardinen zu nehmen. Wozu ist denn ein Fenster da? Um Licht und Luft herein- und uns hinausblicken zu lassen. Gardinen aber sind Staubbänger und Lichträuber. Ein einfacher Vorhang zum Schutz gegen die Sonne und für den Abend genügt, wie ihn fast alle Fenster der Weissenhofsiedlung zeigen. Die Zugschnur dieser Vorhänge läuft in der Gardinenstange, so daß eine Quergardine, die die häßliche Zugschnur verdeckt, überflüssig ist.

Haben wir uns nun entschlossen, unsere Fenster vom unnützen Gardinenballast zu befreien, so verschließen winklige,

verschmückte Möbel, dunkle, dicke Teppiche, weit ausladende Kronleuchter mit großen Seidenschirmen, dunkle Ölbilder mit aufdringlichen Goldrahmen das nun reichlicher hineinfallende Licht und konservieren den Staub. — Was nützt da die Bloßlegung des Fensters? Auch hier lehrt uns die Weissenhofsiedlung in vorbildlicher Weise, wie schön schlichte, geradlinige Möbel sein können, die übersichtlich im Zimmer angeordnet sind. Die Form jedes Möbelstückes ist durch den Zweck bestimmt, und ist der erst erreicht, so empfindet man den Gegenstand meist auch als schön. Ein Bücherschrank ist nur so tief, als es das übliche Buchformat verlangt, und nur so hoch, daß eine Person von durchschnittlicher Größe das oberste Fach erreichen kann. Er hat keine Holztüren, sondern Glaschiebetüren — sie schützen die Bücher vor Staub und erleichtern das Herausuchen eines Buches. Wie sinnwidrig wäre es, wenn diese Glascheiben mit den noch heute an Bücherschränken fast überall üblichen Seidenvorhängen verkleidet wären! Er zeigt keine geschnitzten Ornamente, wie Eulen, Zirkel und Bücher, die nur der Ärger der Hausfrau beim Staubwischen sind, sondern bietet dem Staubtuch glatte Flächen dar, die es in der Sekunde reinigt.

Es versteht sich von selbst, daß sich nicht jede Haushaltung jetzt neue, glatte Möbel anschaffen kann. Aber auch an den alten Möbeln kann vieles verbessert werden. Eine kritische Betrachtung und ein kühner Entschluß können so manchem überflüssigen Aufsatz oder so mancher die Hausfrau täglich ärgenden Verzierung kostenlos oder nur mit ganz geringen Kosten den Garaus machen. Ganz besonders gilt dies auch von den Beleuchtungskörpern, die bisher in luxuriöser Weise ausgestattet wurden, in der Mehrzahl der Fälle aber nicht zweckentsprechend waren. In der Weissenhofsiedlung sieht man an den Lampen in der Hauptsache Milchglas und ganz schlichte Züge. Der Seidenschirm, der meistens das Licht beeinträchtigt und nicht täglich gereinigt werden kann, wird bis auf eine Ausnahme verschmäht.

Auch zu dem Problem, eine Lampe an verschiedenen Plätzen des Zimmers zu benutzen, wird in geschickter Weise Stellung genommen. Wir sehen immer wieder die Hänge- oder Mittellampe, die auf einer an der Decke befindlichen Schiene durch das Zimmer gezogen werden kann. Es würde hier zu weit führen, alle auf der Siedlung verwendeten Beleuchtungskörper zu besprechen. Allgemein aber sei hervorgehoben, daß auf zweckmäßige Beleuchtung überall der größte Wert gelegt ist. Auch dies ist ein Kapitel, das von den Hausfrauen noch heute recht stiefmütterlich behandelt wird. Man hat wohl einen roten oder tabakfarbenen, großen Seidenschirm, aber man kann nicht darunter nähen. Am Bett brennt eine magisch verhüllte Birne, die die Augen verdirbt, wenn man vor dem Einschlafen lesen will. Besonders gilt dies auch von der Küche, deren einzige Mittellampe oftmals nicht einmal zum Ziehen eingerichtet ist. Wie viele Verrichtungen aber werden des Abends in der Küche ausgeführt und brauchen dann infolge unzulänglicher Beleuchtung doppelt Zeit und Anstrengung!

Der Innengestaltung der Küche ist von der Mehrzahl der Architekten besondere Sorgfalt gewidmet worden. Die Küche war bisher das Stiefkind der Architekten. Woher sollten sie auch die Kenntnisse haben, eine Küche zweckmäßig anzulegen? Es ist daher außerordentlich zu begrüßen, wenn sich der Architekt von der Frau beraten läßt, wie das J. J. P. Dud, Rotterdam, getan hat, der Dr. Erna Meyer, die führende Persönlichkeit auf dem Gebiet neuzeitlicher Haushaltsführung (Verfasserin des bekannten Buches „Der neue Haushalt“), herangezogen hat. Die Dudsche Küche ist wohl die gelungenste der

ganzen Siedlung. Es muß eine Erlösung für jede Hausfrau sein, eine solche Arbeitsstätte zu besitzen. Der Küchengrundriß ist dem täglichen Arbeitsgang der Hausfrau angepaßt. Dadurch werden der Arbeitenden viele Wege und vor allem auch Zeit erspart. Das breite Küchenfenster liegt nach Norden und wird nach außen geöffnet. Es sieht auf einen kleinen Wirtschaftshof, der der Hausfrau sehr willkommen sein wird. Die Lieferanten können von der Straße durch den Wirtschaftshof eintreten und werden gegebenenfalls durch das Fenster abgefertigt. Der Küchentisch, auf dem die Kochvorbereitung vor sich gehen soll, befindet sich unter dem Fenster. Er erlaubt der Hausfrau, sitzend ihre Arbeit zu verrichten. Linker Hand gibt der Speisefschrank einen Teil der zum Kochen nötigen Speisen her. Er hat seine Entlüftung nach dem Hof. Rechter Hand können die Abfälle in den Abfallbehälter geschoben werden, der direkt in den Hof entleert werden kann. Der Herd steht neben der Durchreiche zum Esszimmer. Zu beiden Seiten des Herdes gibt es Abstellmöglichkeiten für Töpfe, Werkzeuge u. dgl. Die Durchreiche kann durch eine Glasscheibe verschlossen werden, die der Mutter während der Arbeit die Möglichkeit gibt, die im Esszimmer oder Garten spielenden Kinder zu beobachten, ohne daß der Essensgeruch in die Wohnung dringt. Selbstverständlich besteht auch die Möglichkeit, durch ein Holzschiebefenster dem Blick von der Küche ins Esszimmer zu wehren. Zwischen Herd und Kochvorbereitungstisch steht die Spüle, deren Unterbringung in Herdnähe wichtig ist, da man während des Kochens ständig Wasser braucht und auch gelegentlich Handwerkszeuge und Töpfe usw. abzuwaschen hat. Durch den reichen Einbau von Wandschränken ist für die bequeme Unterbringung der Töpfe, des Geschirrs und der Handwerkszeuge gesorgt. Nicht mehr soll sich die Hausfrau durch Zurschaufstellung des blitzenden Kupfers, der Messing- und Aluminiumtöpfe Arbeit machen. In der modernen Küche wird alles staubsicher und doch griffbereit untergebracht. Dazu aber brauchen wir nicht eine neue Küche mit eingebauten Schränken; auch unsere alten Küchenmöbel reichen aus, die während der Vormittagsarbeit gebrauchten Töpfe und Handwerkszeuge aufzunehmen und sie vor Staub zu schützen. Allerdings kommt es darauf an, die Dinge auch wirklich griffbereit unterzubringen. Weiterhin können wir von der Dudschen Küche lernen, daß unbedingt ein Arbeitstisch geschaffen werden muß, an dem die Hausfrau sitzend arbeiten, wie Kartoffelschälen, Gemüseputzen u. dgl., verrichten kann, und der einen günstigen Stand zum Fenster hat. Es wäre an der Zeit, wenn jede Hausfrau ihre Küche einer strengen Kritik unterziehen würde und sie ganz unter das Zeichen der Arbeitszeit- und -kraftersparnis stellte. Aber nicht nur, wie weiter oben ausgeführt, die Küche, sondern die ganze Wohnung. Stellen wir unsere Wohnungen in den Dienst des Wohnens! Zu solchen Denken regt uns Frauen die Weißenhofsiedlung an.

Betrachten wir die Siedlung zum Schluß noch als Werk der Architektur! Die 33 Häuser sind von den namhaftesten



Esszimmer mit eingebautem Büfett.
Leppenhof des Schwäbischen Siedlungsvereins, Stuttgart

Architekten des In- und Auslandes gebaut worden. Der Plan der Siedlung wurde von dem Berliner Architekten Mies van der Rohe entworfen. Die Einheitlichkeit der kleinen neuen Stadt auf dem Weißenhof wurde u. a. durch das Übereinkommen bewirkt, Häuser mit flachem Dach zu bauen. Das flache Dach ist vielleicht ein Ausdruck der großen Sehnsucht unserer Zeit nach Licht und Luft. Wenn man gegen die Dachgärten den Einwand erhebt, daß wir ja nur drei Monate Sommer haben und sie nur in dieser kurzen Zeit benutzen können, so muß dagegen gesagt werden, daß dann gerade diese kurze Sommerszeit bis zum letzten ausgekostet werden muß, und dazu gibt es, wo andere Gärten nicht unterzubringen sind, ein Dachgarten die beste Gelegenheit. Durch die starke Betonung der Horizontale in der Siedlung wird ein ruhiges, geschlossenes Stadtbild geschaffen, daß sich m. E. viel wohltuender in die Landschaft einfügt als die benachbarten Stadtteile mit ihren willkürlich gestalteten Villen und Mietshäusern.

Glossen zur Weißenhofsiedlung.

(Aus Nr. 81 der „Torindustriezeitung“. Vgl. S. 35.)

1. Laß an Treppen- und Balkongeländern alle senkrechten Geländerstäbe weg (Haus 5, 13, 27). Die Kinder gelangen dabei sehr schnell in die unteren Stockwerke.
2. Ordne Kinderbetten übereinander an (Haus 11). Du gewöhnst sie damit wieder an die Kaserne.
3. Schließe das Bad nicht gegen das Schlafzimmer ab (Haus 13). Du ersparst dir die Befuchung trockener Zimmerluft.

4. Lasse den Schornstein auf dem Dachgarten endigen (Haus 13). Zu viel reine Luft kann schaden.
5. Stelle den Schuttstein neben die Treppe (Haus 13). Der Staubauger hat dann in allen Räumen ein gutes Betätigungsfeld.
6. Schließe das Dienstbotenzimmer nicht durch eine Wand gegen die Treppe ab (Haus 28). Es kann für deine Gäste belustigend wirken.



Die Stellung des Sports in der Kultur unsrer Zeit.

Von Dr. h. c. Carl Diem.

Jede Arbeitsform hat die ihr eigene Erholungsform. Das Gleichgewichtsbedürfnis des Menschen schafft sie. Wie auf die Einatmung die Ausatmung, auf die Ebbe die Flut folgt, so ruft im Flusse des Geschehens Arbeit Bedürfnis nach Erholung hervor. Je stärker das Gewicht auf der einen, um so gegensätzlicher das Gewicht auf der anderen Seite. Mit der Änderung des Arbeitslebens, die das vorige Jahrhundert gebracht hat, entsteht auch eine Änderung des Genußlebens. Die Zeit, die uns die Arbeitsteilung bis ins letzte übersteigert, die den einzelnen immer mehr mit Teilaufgaben in den Arbeitsvorgang eingliedert, bringt andere seelische Ausgleichsbedürfnisse als die Zeit, in der der einzelne mit einem abgeschlossenen Werk aus seiner Hände Arbeit sich zufrieden geben konnte. Für Millionen von Menschen ist der Beruf heute Werkarbeit, die des Lebensunterhaltes wegen abgeleistet werden muß, ohne Gelegenheit zu wesentlichem Fortkommen oder wesentlichen Erfolgen. Verbunden damit ist die Einschränkung der körperlichen Bewegung. Nur wenige Berufe setzen noch die ganze Körperkraft des Menschen ein. Bei den meisten, die nicht rein geistiger Art sind, hat sich die Bewegung des ganzen Körpers auf einige Handgriffe herabgemindert; die Maschine ist in den Dienst getreten, und selbst auf dem Lande genügen heute schon vielfach Hebelkräfte am Traktor, wo früher mit Einsatz der ganzen Kraft der Pflug regiert werden mußte. Das ganze Volk der zur Schreibarbeit Verurteilten unterliegt einer völligen Ruhestellung des Körpers. Könnte man früher noch auf dem Kontorstuhl balancieren, so helfen heute Armlehnenstühle, auch noch die bescheidenste Tätigkeit der Rumpfhaltemuskel auszuscheiden. Der Blutkreislauf wird träge und mit ihm der Körper anfällig. Da aber jedes körperliche Geschehen mit seelischen Folgen und auch jedes seelische Geschehen mit körperlichen Folgen verknüpft ist, so bringen herabgesetzte Bewegung und lustlose Arbeit den Stadtmenschen zustande, der verkümmern würde, wenn er nicht nach einem körperlich-seelischen Ausgleich suchte.

Sport ist daher eine Zeiterscheinung. Drei Quellströme haben ihn gespeist: der Drang nach Selbstbehauptung, der Drang nach Bildung und der Drang nach Entspannung.

Es läßt sich nachweisen, daß da, wo die heutigen Arbeitsformen die Menschen auf engen Raum zusammenpressen, die Sportdichte nicht nur im Verhältnis zu dieser Menschenziffer, sondern noch darüber hinaus zunimmt. Der moderne Sport ist die Selbsthygiene unserer Zeit, und zwar eine Hygiene körperlicher und geistiger Art: in ihm wehrt sich die lebenskräftige Menschheit gegen die unnatürliche Abschließung von der umgebenden Welt, gegen die unnatürliche Stilllegung der Bewegungslust und des Blutkreislaufes. In ihm findet die Jugend die ihr im Beruf zunächst versagte Geltungsfreude: hier kann der einzelne auf dem Gebiet seiner Begabung und Neigung sich zu seiner persönlichen Vollkommenheit entwickeln, hier gelten nicht Vorzüge des Besitzes, der Abkunft, der Schule, hier steht Volksgenosse zu Volksgenosse, und der einzelne kann in Freiheit sich entfalten.

Sport ist also und muß sein: Erholung und Ergänzung zur Berufstätigkeit unserer Zeit. Diesen Sinn verliert er, sobald er zum Berufstum wird oder sobald man ihn überreibt. Die Neigung zu Übertreibung hat er mit allen anderen Genußen gemein. Je mehr er Körper und Geist erfrischt, desto leichter wird leichtsinnige Jugend ihn zum Inhalt, statt zum Ausgleich des Lebens machen wollen. Doch bleiben Übertreibungen seltene Ausnahmefälle. Abgesehen von jenen Lebensuntüchtigen, die es zu allen Zeiten gegeben hat und die auch früher ein Ventil fanden, als noch kein Sport gebräuchlich war, findet sich gelegentliche Übertreibung unter dem Druck des Lebens und deutscher Bildung schnell wieder zurück. Im übrigen heißt es, den Sport im ganzen geistig so zu beeinflussen, daß er zur Verführung wenig Anlaß gibt. Reiner Rekordsport lockt eher zum Übermaß als der in Körperkultur übergeleitete Sport. Das Jahrhundert der Technik hat eine Anhebung der Leistung gebracht, und diese war dem Rekordgedanken des Sports außerordentlich günstig. Je mehr aber die Technik sich steigerte, desto tiefer entstand wieder das Gefühl, daß auch die Kräfte des Gemüts nicht zu kurz kommen dürfen, und diese Zeiterscheinung spiegelte sich im Sport in der Pflege des Wanderns, in der rhythmischen Gymnastik und auch in gewissen Bildungszielen des Vereinswesens wider. Ein äußerer Ausdruck dafür ist die Gründung einer Hochschule für Leibesübungen. Was soll diese, und was leistet sie? Sie sucht den Kulturgehalt des Sports zu erschließen, und Männer und Frauen, die in vierjähriger Bildung alle wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Leibesübungen erlebt haben, werden nicht mehr als reine Techniker die körperliche Leistung als solche zum Ziel nehmen. Die moderne Sportform hat den Ruf Rousseaus: „Zurück zur Natur!“ wieder aufgenommen — das Streben nach „natürlichen“ Freiübungen, nach „natürlichen“ Geräteeübungen, nach einem „natürlichen“ Aufbau der Turnstunde.

Betrachtet man den Sport so im Spiegel unserer Zeit, dann rechtfertigt er sich, und manche Fehltrichtung, die zunächst erschreckt und eine Überwucherung des rein Körperlichen gegenüber dem Geistigen in unserem Volke befürchten läßt, erscheint in milderem Licht. Zwar erleben wir heute immer noch ein Überbetonen der reinen Leistung, törichtem Rekordfanatismus und Mangel an Augenmaß. Doch noch während dieser Übersteigerung treten schon die Kräfte hervor, die sie wieder überwinden werden. Was vielleicht anderen Völkern zum Nachteil geworden ist und noch wird, die „circenses“, das wird das deutsche Volk in Kulturwerte umbilden. Dem deutschen Volk, dem fleißigsten der Welt, wird ein ebenso stark getriebener, verbreiteter Sport als Gegengewicht notwendig sein. Es wird ihn aber nicht nur als Entspannung, sondern auch als Mittel zur Bildung verwenden. Es wird ihn so pflegen, daß er mithilft, alle körperlichen Kräfte — bildlich gesprochen — die rechte und die linke Hand, zu entwickeln und somit den vollkommen gebildeten Körper zum Träger vollkommener Menschlichkeit machen.

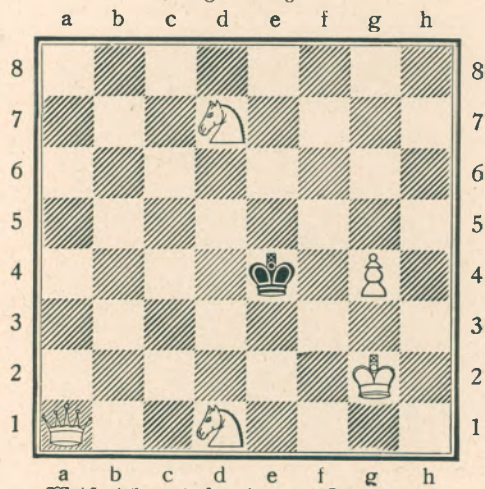


Schach ecke.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Aufgabe Nr. 33.

Von F. Lindgren.



Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

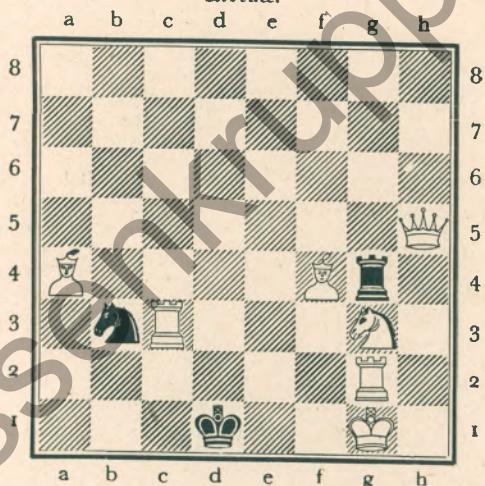
Für die beschränkten Mittel eine schöne Leistung!

Aufgabe Nr. 34.

Einigen Anregungen von Problemspezialisten unter unseren Lesern folgend, bringen wir ausnahmsweise eine Aufgabe aus dem großen Gebiet der Selbstmattprobleme. Wie der Name schon sagt, besteht hierbei die Idee darin, von der gegnerischen Partei durch Zugzwang mattgesetzt zu werden. Hier folgt ein originelles Beispiel:

Von E. Stab, Kreuznach.

Urdruck.



Weiß zieht und setzt sich in vier Zügen selbstmatt.

Stellung der Steine.

Weiß: Kg 1; Dh 5; T(2) c 3, g 2; L(2) a 4, f 4; Sg 3; [7.]
Schwarz: Kd 1; Tg 4; Sb 3; [3].

Eine harte Nuß, auch für die routinierteren Problemlöser! —

Notiz.

Da von der Aufgabe 31 verschiedene Nebenlösungen eingegangen sind, veröffentlichen wir die Lösung erst nach Prüfung im Januarheft.
Die Schriftleitung.

Räts ecke.

Rätselhafte Weihnachten.



Silbenrätsel.

Von Margarete Klose.

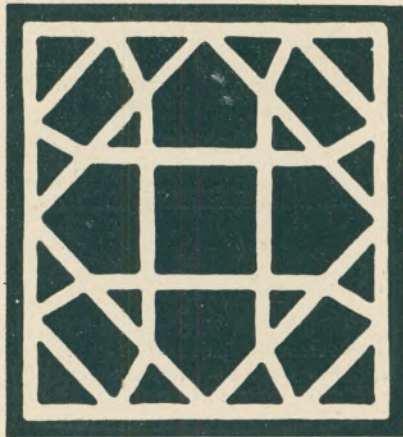
Aus nachstehenden 69 Silben sind 28 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Friedrichs des Großen ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

a - al - ba - ba - bend - bi - bow - buch - cha - che - da - da - do -
du - e - e - e - e - en - en - en - foh - ger - ger - gie - grund - i - i - il -
ka - ka - le - len - lend - lent - lüt - me - me - mes - mi - mud - na -
nau - ne - ne - ner - ni - ni - ni - ra - rach - rat - re - re - rew - ris -
ru - ruh - se - spa - stri - ta - tal - te - ti - ul - un - wes - zet - zow.

Bedeutung der Wörter:

1. Tageszeit;
2. alkoholisches Getränk;
3. Nebenfluß der Elbe;
4. Figur aus „Mida“;
5. beim Gericht geführtes Verzeichnis;
6. Freikorpsführer im Befreiungskriege 1813;
7. Figur aus „Egmont“;
8. Baum;
9. Stadt am linken Rheinufer, ehemalige Residenz der Pfalzgrafen;
10. Latkraft;
11. Bad in Thüringen;
12. europäischer Staat;
13. jüdisches Sagenbuch;
14. Lustkurort im Südharz;
15. weiblicher Vorname;
16. Farbig;
17. Papagei;
18. Halbinsel des Adriatischen Meeres;
19. rechter Nebenfluß des Westlichen Bug;
20. italienischer Opernkomponist;
21. amerikanischer Politiker;
22. Göttin der Zwietracht;
23. Wagenschuppen;
24. junges Pferd;
25. moderner deutscher Dramatiker;
26. Nagetier;
27. bedeutender italienischer Komponist;
28. Begabung.

Irrgarten.



Alle Wege des Gartens sind in einem Zuge so zu durchlaufen, daß jede Strecke nur einmal benutzt wird und nirgends eine Überkreuzung stattfindet.

Rösselsprung.

lebt	vor=	zeit	schlim=	nicht
der	hast	ge=	du	die
ge=	und	den	du	mer
den	au=	ent=	steht	auch
schwebt	schon	nußt	du	blick
nie	bist	gen=	stehst	le
ist	und	stil=	be=	nim=
che	und	der	ser	nie
den	wird	nicht	mer	nicht
wer	glei=	du	still	bes=

Auf den Zahn gefühlt.

Dinge, die man wissen — sollte.

1. Wieviel Prozent der Erdoberfläche bedeckt das Meer ungefähr?
2. Welches ist das kleinste europäische Meer?
3. Wie heißt die Hauptstadt von Argentinien?
4. Was ist Spektralanalyse?
5. Welches ist der höchste Berg Afrikas?
6. Der wievielte Teil der Menschheit lebt in China?
7. Welche Kolonien besaß das Deutsche Reich in Afrika?
8. Wie heißt Bismarcks Vorname?
9. Wie heißt die Hauptstadt von Brasilien?
10. Woraus wird echter Rum hergestellt?

(Aus „Frag' mich was!“ Ein Frage- und Antwortbuch.)

Lösungen der Rätsel und Denkecke in Heft II.

Kreisswort-Wabenrätsel.

Von Th. Kraas.

1. Lila. 2. Lias. 3. Raps. 4. Pfau. 5. Ufer. 6. Puls. 7. Elsa. 8. Egge.
9. Eien. 10. Lahn. 11. Ahle. 12. Erle. 13. Levi. 14. Alba. 15. Anna.
16. Ofen.

XII/41

Rösselsprung.

Zum Gedächtnis der im Weltkriege Gefallenen.

Wir sind alle nur ein Blatt
an dem starken Eichenbaume.
Wenn sich eins gelöst hat,
wächst eins neu im Mondscheintraume.

Stark behütet steigt der East
hoch in Bodans ew'ger Eiche.
Aus dem Marke wächst die Kraft
uns und unserm deutschen Reiche.

Grünes Blatt und hellen Trieb
wirbeln erdwärts wilde Stürme,
trennt vom Aste grimmer Hieb,
drohend stehn Gewitterstürme.

Wolken ziehn und Rabenschrein —
Einmal wird die Not vergehen.
Stolz bist du, ein Blatt zu sein,
denn die Eiche wird bestehen.

Freund und Bruder, du und du,
mußtest jung zum Grunde sinken,
daß ihr deckt mit eurer Ruh'
unsre Wurzeln, die euch trinken.

Wird bestehn in Winternacht,
Stürme können sie nicht beugen.
Euer Blut, trotz fremder Macht,
muß ein neu Geschlecht erzeugen.

Paul Ringen.

Silberrätsel.

Von G. Flechsig.

- | | | | |
|--------------|--------------|--------------|---------------|
| 1. Bästrow. | 5. Enlau. | 9. Eidechse. | 13. Silbese. |
| 2. Ernte. | 6. Zernin. | 10. Uhu. | 14. Naktulus. |
| 3. Rabbiner. | 7. Feingold. | 11. Niobe. | 15. Eibe. |
| 4. Batif. | 8. Ramadan. | 12. Dehmel. | 16. Marder. |

Werbet Freunde dem Werk und neue Leser!

Die Frage mit den hundert Vögeln.

Die Wajuaheli und mit ihnen wahrscheinlich auch ein Teil unserer Rätselfreunde raten hin und her. Wer sich dagegen von der Schule her an die Lösung der „Gleichungen mit einer unbekannten Größe“ noch dunkel erinnerte, hat wahrscheinlich schnell herausgefunden, daß die Anzahl der Vögel eben jene unbekannte Größe darstellt, und nach den verschiedenen anderen Angaben folgende Gleichung zusammengebaut:

$$x + x + \frac{1}{2}x + \frac{1}{4}x + 1 = 100$$

oder

$$\frac{11}{4}x + 1 = 100 \text{ oder } \frac{11}{4}x = 100 - 1$$

oder

$$x = 36.$$

Wer die Probe aufs Exempel macht, wird feststellen, daß diese Zahl wirklich alle Bedingungen erfüllt.

Es saßen also 36 und nicht 100 Vögel in den Zweigen der Bäume.

Wie heißt die Stadt?

Die auffällige Vertauschung unserer Begriffe Nord und Süd im Gespräch zeigt, daß es sich um eine Stadt auf der südlichen Erdhälfte handeln muß. Die Bemerkung, daß die Sonne dort am 21. Dezember „über dem Dach des Hauses“, also im Zenit, steht, läßt darauf schließen, daß die Stadt am südlichen Wendekreis liegt. Endlich muß es eine Hafenstadt an der Ostküste Amerikas sein, denn nur dort kann man die Sonne „über dem Atlantik aufgehen“ sehen. All das trifft nur auf Rio de Janeiro zu.

Auf den Zahn gefühlt.

Dinge, die man wissen — sollte.

1. Das größte Steinkohlengbiet Europas ist das Ruhrgebiet.
2. Der menschliche Körper besteht in der Hauptsache aus Wasser, nämlich zwei Drittel.
3. Der Orden, welcher an einer ungewöhnlichen Stelle getragen wird, ist der Hofenbandorden; er wird am Knie getragen.
4. C. S. R. ist die Abkürzung für den Namen der Tschechoslowakischen Republik.
5. Das Land, in welchem die Währung nicht nach dem Dezimalsystem eingerichtet ist, ist England. Dort beträgt 1 Pfund = 20 Schilling = 240 Pence.
6. Die Währungseinheit Sowjetrußlands ist Ischewonez.
7. Ein Liter Wasser wiegt bei 4 Grad Celsius 1 Kilogramm.
8. Die Neuzeit beginnt mit der Entdeckung Amerikas (1492).
9. Die größte deutsche Insel ist die Insel Rügen.
10. Ein Abt ist der Vorsteher eines Klosters.

569.



Das gute Buch.

Der deutsche Büchermarkt überschüttet alljährlich seine Lesergemeinde mit rund 25 000 (!) neuen Büchern. Für den Bücherfreund, der nicht über eine sehr große Belesenheit verfügt, ist es daher gänzlich unmöglich, die Spreu vom Weizen zu trennen. Für ihn gibt es im allgemeinen nur drei Fingerzeige: den empfehlenden Hinweis des Buchhändlers, des Verlegers und des Buchkritikers. Alle drei Hilfsmittel versagen zumeist in einem Punkte restlos: in der Empfehlung älterer Bücher. Der Buchhändler, weil er Mühe genug hat, alle bemerkenswerten Neuerscheinungen vortätig zu haben; der Verleger, weil er seinen Reklame-Etat fast ausschließlich verwendet, um seine „Neuigkeiten“ bekanntzumachen; der Buchkritiker, weil er stets vorwärts und selten rückwärts schaut, aus Furcht, die „geistigen Strömungen der Gegenwart“ dabei zu übersehen.

Die Folge? An irgendein gutes Buch des Vorjahres erinnert man sich kaum mehr, und alles weiter Zurückliegende ist verschollen, falls nicht ein zufällig glücklicher Griff es im Erscheinungsjahr aus der damals anstürmenden Flut in den Hafen, sprich Bücherschrank, gerettet hat.

Die Erkenntnis dieser Tatsache und der Wunsch, unverdient Verschollenes der Vergessenheit zu entreißen, bestimmen das Gesicht unserer diesjährigen Bücherschau: Goldgräber, nicht Entdecker!

Die nachfolgende Übersicht enthält, von wenigen wirklich beachtenswerten und hervorragenden neuen Büchern abgesehen, nur Werke, deren Erscheinungsjahr schon zurückliegt, die aber trotz ihres Alters an bleibendem Wert noch nichts eingebüßt haben und heute wie am ersten Tage leuchten.

Abkürzungen: † Neuerscheinung, * besonders empfehlenswert, F. Frauenbücher, J. auch für die reifere Jugend geeignet.

Die Preise verstehen sich, soweit nichts anderes vermerkt, für das in Leinen gebundene Exemplar.

1. Gesamtausgaben und Auswahlbände. Dichtungen.

- * Balladenbuch. Deutsches —. (Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung.) 51.—55. Laufend. 4,80 RM.
- Bethge, H.: Deutsche Lyrik seit Liliencron. (Schackammer 56.) 2,85 RM.
- Aus der Sammlung: „Der deutsche Spielmann“.
- Eissarz, J. W.: Meer. — Erler, G. D.: Arbeiter. — Jané, Angelo: Neuzeit. — Roegge, W.: Vaterland. Je Band karton. 1,50 RM.
- * Besser, W.: Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. I/II. (Büch. d. Rose.) Je Band, Halbleinen, 3,— RM.
- * Das deutsche Antlitz. Ein Lesebuch. Mit Nachwort von Jos. Hofmiller. (Verlag Albert Langen, München.) 4,— RM.
- * Der Morgen. Jugenderinnerungen deutscher Männer, von ihnen selbst erzählt. Mit Bild. (Büch. d. Rose.) Halbleinen 3,50 RM.

2. Erzählungen, Novellen, Romane.

- Bartsch, Rud. Hans: Zwölf aus der Steiermark. (L. Staackmann, Leipzig.) 6,50 RM.
- Das deutsche Leid. Roman. (L. Staackmann, Leipzig.) 6,50 RM.
- Björnson, Bj.: Die schönsten Erzählungen. Hrg. von W. v. Molo. 3,— RM.
- Bonsels, Waldemar: Menschenwege. 195. Tausend. (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt.) 7,— RM.
- Burte, Hermann: Wiltseber, der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatfuchers. 7,— RM.
- Carossa, Hans: Eine Kindheit. 2. Auflage. (Insel-Verlag.) 6,— RM.
- Ernst, O.: Aus der Welt der Menschen. (Dtische. Hausbüch. 139.) 3,50 RM.
- Ertl, Emil: Ein Volk an der Arbeit. Kulturgeschichtlicher Roman aus Österreich. 3 Bände. (L. Staackmann, Leipzig.) 16,— RM.
- Eyth, M.: Berufsstragik. Aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. (Reclamband.) 8,— RM.
- Hinter Pflug und Schraubstock. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) 2,85 RM.
- * Fler, Walter: Der Wanderer zwischen den Welten. (Verlag E. H. Beck, München.) 255. Tausend. 2,55 RM.
- Fountane, Theodor: Effi Briest. (Verlag E. Fischer.) 96. Auflage. 7,— RM.
- * Frank, Hans: Der Regenbogen. 49 Novellen. Steifbroschiert 5,— RM, 8,— RM.
- Frank, Leonhard: Die Räuberbande. Roman. 25. Tausend. (Insel-Verlag.) 6,— RM.
- Frank, Bruno: Tage des Königs. Mit fünf Bignetten von Adolf v. Menzel. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.) Geh. 3,— RM, 5,— RM.
- † Grimm, Hans: Volk ohne Raum. 2 Bände, je 680 Seiten. 25,— RM.
- Hamfun, Knut: Die schönsten Erzählungen. Hrg. von W. v. Molo. 3,— RM.
- F. * Hande-Mazetti, E. v.: Die arme Margaret. Roman. 392 Seiten. (Köfel & Pustet, München.) 6,— RM. (Besonders für Frauen geeignet.)
- Hebbel, Friedrich: Aufzeichnungen aus meinem Leben. Erzählungen und Novellen. (Müllers Zweimarkbücher 51.) Pappbd. 2,— RM.
- Hesse, Hermann: Schön ist die Jugend. Roman. 2,50 RM.
- Peter Camenzind. 115. Auflage. Geh. 4,50 RM, 6,50 RM.
- Jacobsen, J. P.: Die schönsten Erzählungen. Hrg. von W. v. Molo. 3,— RM.
- Niels Lyhne (in der Sammlung: „Die Schackammer“). 2,85 RM, Halbleder 3,75 RM.
- Keller, Gottfried: Die schönsten Erzählungen. Hrg. von W. v. Molo. 3,— RM.
- Keller, Paul: Die alte Krone. Roman aus dem Wendenlande. 352 Seiten. (Bergstadt-Verlag, Breslau.) 7,— RM.
- Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen. 325 Seiten. (Bergstadt-Verlag, Breslau.) 7,— RM.
- Kolbenheyer, E. G.: Meister Joachim Pausewang. Roman (Jakob Böhme). 403 Seiten. (G. Müller, München.) 6,— RM.
- Langewiesche, W.: „Wolfs“. Geschichten um ein Bürgerhaus. In einem Band. (Büch. d. Rose.) Kart. 3,50 RM.
- * Löns, Hermann: Der Werwolf. Volksausgabe. (Verlag Eugen Diederichs.) 341. Tausend. 3,90 RM.
- Müller-Guttenbrunn, A.: Der kleine Schwab. Abenteuer eines Knaben. 96 Seiten. (L. Staackmann, Leipzig.) 1,— RM.
- * Die Glocken der Heimat. Roman. Kampf der Deutschen in Ungarn. 331 Seiten. (L. Staackmann, Leipzig.) 5,— RM.
- * Molo, Walter von: Auf der rollenden Erde. — Nobenmaß. — Im ewigen Licht. — Eine Roman-Trilogie. (Jeder Band abgeschlossen.) Preis je Band geh. 3,— RM, 5,50 RM.
- * Uns Menschentum. Ein Schiller-Roman. Volksausgabe. Halbleinen 4,— RM.
- Rilke, R. M.: Die Weise von Liebe und Tod des Kornetts Christoph Rilke. (Insel-Büch. 1.) Pappband 0,90 RM.
- Rosegger, Peter: Schriften des Waldschulmeisters. Roman. (L. Staackmann, Leipzig.) 5,— RM.
- Heidepeters Gabriel. Roman. (L. Staackmann, Leipzig.) 5,— RM.
- Schaeffer, A.: Helianth. Ein Roman aus der Norddeutschen Tiefebene. Neue Ausgabe in 2 Bänden. (Insel-Verlag.) 18,— RM.
- † Schaeffer, Carl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. 8,50 RM.
- Schreckenbach, P.: Der getreue Kleist. Ein Roman aus der Zeit des großen Königs. Volksausgabe. 2,85 RM.
- Stehr, H.: Der begrabene Gott. Roman. 375 Seiten. (Fr. Ling, Trier.) 6,— RM.
- Storm, Theod.: Erzählungen. (Müllers Zweimarkbücher 8.) Pappband 2,— RM.
- Schönste Erzählungen. Hrg. von W. v. Molo. 3,— RM.
- Strauß, Emil: Freund Hein. (Verlag E. Fischer.) 36. Auflage. Geh. 4,50 RM, 6,50 RM.
- Eudermann, Hermann: Frau Sorge. Roman. J. G. Cotta Nachf., Stuttgart.) 5,50 RM.
- Litauische Geschichten. 465 Seiten. (J. G. Cotta Nachf., Stuttgart.) 5,50 RM.
- Lillier, Cl.: Mein Onkel Benjamin. Hrg. von H. H. Ewers. (Deutsche Bibl. 94.) 1,80 RM.
- („Die Schackammer“ 92.) 2,85 RM.

- F. *Undset, Sigrid: Christen Lavrans Tochter. Roman in 3 Bänden. (Verlag Rütten & Loening.)
 1. Geh. 6,— R.M., 8,— R.M.
 2. Geh. 7,50 R.M., 10,— R.M.
 3. Geh. 7,50 R.M., 10,— R.M.
 (Gesamtauflage über 130 000.)

Bischof, Fr. Th.: Auch Einer. („Die Schatzkammer“ 95.) 2,85 R.M.
 *Wassermann, Jak.: Kaspar Hauser, oder: Die Trägheit des Herzens. (Verlag S. Fischer.)
 — Das Gänsemännchen. 82. Auflage. Geh. 7,— R.M., 9,50 R.M.
 Wilde, Oskar: Erzählungen. Hrsq. von H. H. Ewers. (Deutsche Bibl. 56.) 1,80 R.M.

3. Humoristische Geschichten.

- Verend, Alice: Spreemann & Co. Humoristischer Roman aus Berlin. 334 Seiten. (Verlag S. Fischer, Berlin.) 6,— R.M.
 — Die Bräutigame der Babette Bomberling. (Verlag S. Fischer, Berlin.) 8,50 R.M.
 Brinkmann, John: Kasper Ohm und ich. Rostocker Dummejungen-geschichte. (Verlag Rich. Hermes, Hamburg.) 4,— R.M.
 *Busch, Wilhelm: Kleines Wilhelm-Busch-Album. (Verlagsanstalt H. Klemm, Berlin.) 6,50 R.M.
 Heubner, R.: Das Wunder des Alten Fritz. Ein fröhlich-ernster Roman. (L. Staackmann, Leipzig.) 4,— R.M.
 Keller, Gottfried: Die Leute von Seldwyla. Novellen. 2 Bände. (Deutsche Bibl., Berlin.) Zuf. 4,— R.M.
 Manz, G.: Deutscher Humor. 364 Seiten. (Deutsche Bibl., Berlin.) 2,— R.M.
 *Rosen, Erwin: Der deutsche Lausbub in Amerika. Biographische Erzählung. Volksausgabe. 3 Bände in 1 Band. (R. Luz, Stuttgart.) 8,— R.M.
 *Seidel, Heinr.: Leberecht Hühnchen. Erzählung. 342 Seiten. (J. G. Cotta Nachf., Stuttgart.) 5,— R.M.
 Thoma, Ludwig: Die schönsten Erzählungen. Hrsq. von W. v. Molo. 3,— R.M.
 J. Twain, Mark: Huckleberry Finns Abenteuer und Fahrten. („Die Schatzkammer“ 47.) 2,85 R.M.
 *Winkler, Josef: Der tolle Bomberg. 90. Tausend. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) 8,— R.M.

4. Sagen und Märchen (für Erwachsene).

- Altdeutsche Volksmärchen. 2 Bände. (Verlag Eugen Diederichs.) Pappband 6,— R.M., Halbleider 8,50 R.M.
 Westfälische Sagen. Hrsq. von Paul Janert. (Verlag Eugen Diederichs, Jena.) 60 Abbildungen. R.M., 10,— R.M.
 Wilde, Oskar: Die Erzählungen und Märchen. (Deutsche Biblioth. 1,80 R.M.)

5. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

- Berg, Bengt: Die letzten Alder. 8,— R.M.
 Donant, Franz: Am Lagerfeuer deutscher Vagabunden in Südamerika. 5,— R.M.
 Faber, Kurt: Mit dem Rucksack nach Indien. 7,80 R.M.
 Fleuron, Evend: Gefesselte Wildnis. 5,— R.M.
 Haas, Rud. de: Kata Morgana. Erlebnisse im australischen Busch. (Jäger & Försch 16.) Halbleinen 3,— R.M.
 — Im Sattel bis Deutsch-Ost. 9,— R.M.
 Hedin, Sven: Zu Land nach Indien. Mit 29 Abbildungen und Karte. (Reisen und Abenteuer 8.) 3,50 R.M.
 — Abenteuer in Tibet. Mit 34 Abbildungen und Karte. (Reisen und Abenteuer 1.) 3,50 R.M.
 Landor, H. C.: Auf verbotenen Wegen. Mit 34 Abbildungen und Karte. (Reisen und Abenteuer 22.) 3,50 R.M.
 Rohrbach, P.: Die Länder und Völker der Erde. (Blaue Bücher.) Kart. 3,30 R.M.

6. Religiöse und philosophische Werke, Erziehung, Lebenskunst.

- Hessen, Robert: Deutsche Männer. 24 Abb. Großoktav, 450 S. (Verlag Julius Hoffmann.) 8,— R.M.
 Seneca, L. A.: Vom glückseligen Leben. Hrsq. von H. Schmidt. (Deutsche Bibl. 26.) 1,80 R.M.
 *Stadt. Die schöne deutsche —. (Verlag R. Pieper & Co., München.) Jeder Band Kart. 4,50 R.M., Halbleinen 5,50 R.M.
 Norddeutschland. Von Gustav Wolf. Mit 210 Abbildungen. 35. Tausend.

Mitteldeutschland. Von Gustav Wolf. Mit 163 Abbildungen. 55. Tausend.

Süddeutschland. Von Julius Barmin. Mit 210 Abbildungen. 47. Tausend.

*Unbesiegt. Die —. Worte deutscher Denker. (Blaue Bücher.) Kart. 2,20 R.M.

Unerkannte. Das — auf seinem Wege durch Jahrtausende. Die merkwürdigsten Fälle aus dem Gebiete des Übersinnlichen. (Bücher der Rose.) Halbleinen 3,— R.M.

7. Kunst, Bilderwerke, Musik und Literaturgeschichte.

Bauten der Arbeit und des Verkehrs aus deutscher Gegenwart. (Blaue Bücher.) Kart. 2,20 R.M.

Burgen. Deutsche — und feste Schlösser. Aus allen Ländern deutscher Zunge. Mit 76 Bildseiten. (Blaue Bücher.) Kart. 2,20 R.M.

Deutsch-Südost in auserlesenen Bildern. — Die österreichischen Länder. — Die deutschen Gebiete Böhmens. — Dazu Siebenbürgen und einige Sprachinseln. 122 Abbildungen. (Blaue Bücher.) Kart. 3,30 R.M.

Dome, Deutsche — des Mittelalters. 75 Abbildungen. (Blaue Bücher.) Kart. 2,20 R.M.

Garten. Der stille —. Deutsche Maler aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit 94 Tafeln. (Blaue Bücher.) Kart. 3,30 R.M.

*Heimat. Die schöne —. Bilder aus Deutschland. (Blaue Bücher.) Kart. 3,30 R.M.

Möller, W.: Musikverständnis für jedermann. Mit vielen Abbildungen. Pappband 2,— R.M.

*Richter, Ludwig: Die gute Einkehr. Auswahl schönster Holzschnitte. (Blaue Bücher.) Kart. 2,20 R.M.

*Lore, Türme und Brunnen aus vier Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. Mittelalter und Renaissance. Mit 60 Vollbildern. (Blaue Bücher.) Kart. 2,20 R.M.

Vom deutschen Herzen. Werke neuerer deutscher Maler 1870 bis 1914. (Blaue Bücher.) Kart. 2,20 R.M.

8. Sport.

Deutscher Sportgeist. Ein Buch für jeden Deutschen. Von Dr. Hans Geisow, Präsidialmitglied des Deutschen Sportbundes. (Verlag Stuttgarter Sportbücher.) 4,50 R.M.

Körperbildung als Kunst und Pflicht. Von F. H. Winter. (Delphin-Verlag.) 118 Abbildungen. Pappbd. 6,50 R.M.

J. Neuendorff, Edm.: Turnen, Spiel und Sport für deutsche Knaben. Mit Abbildungen. (Elg. belehr. Unterh.-Schr. 35.) Pappband 2,50 R.M.

J. — für deutsche Mädchen. Mit Abbildungen. (Elg. belehr. Unterh.-Schr. 52.) Pappband 2,50 R.M.

F. Weibliche Körperbildung und Bewegungskunst. Von Fritz Giese und Hedwig Hagemann. 80 Abbildungen. Pappbd. 7,— R.M.

9. Jugendschriften.

† Bastelbuch. Neue Folge Bd. 1, Ein Wegweiser für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit. 192 Seiten mit vielen erläuternden Abbildungen. 4,— R.M. (Frank'sche Verlagshandlung, Stuttgart.)

Bond, R. A.: Helden der Technik. Für zehn- bis fünfzehnjährige. Frank'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 4,80 R.M.

† Dominik, Hans: Triumphe der Technik. (Verlag Richard Bong, Leipzig.) 203 Abbildungen. 5,— R.M.

† Durch die weite Welt. Jahrbuch für Natur, Sport und Technik. 280 Seiten und 400 Textbilder. 5. Jahrg. 5,60 R.M. (Frank'sche Verlagshandlung, Stuttgart.)

Faber, Kurt: Abenteuergeschichten. Mit vier farbigen Bildern. (Thienem. Zweimarkbücher.) Halbleinen 2,— R.M.

Felde, M.: Villa Biberheim. Jagderlebnisse an den kanadischen Seen. (Kamerad-Bibl.) 4,— R.M.

† Handwerksbuch, praktische Anleitung für die Bastlerwerkstatt. 181 Abbildungen. 5,60 R.M.

Hedin, Sven: Abenteuerliche Reise durch Tibet. Von G. Gast. Illustriert. (Stuttg. Jugendbüch. 9.) Halbleinen 2,40 R.M.

† Jungmädchenwelt. Das Jahrbuch für 12- bis 15jährige Mädchen. 280 Textseiten, 115 Abbildungen, 4 Kunstbeilagen. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.) 7,80 R.M.

† Jugendgarten. Festgabe für Mädchen bis zu 12 Jahren. Mit 127 Abbildungen. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.) 6,50 R.M.

Thompson: E. Wabbe, Lebensgeschichte eines Gristbären. (Frank'sche Verlagshandlung, Stuttgart.) 2,50 R.M.



Bücher von Frauen und über Frauen.

Marie von Ebner-Eschenbach sagt: „Als die erste Frau lesen lernte, fing die Frauenbewegung an.“ Ganz gewiß ist mit dem Lesenkönnen der Frau ihr jenes „Gelüft nach der Männer Weisheit und Bildung“ gekommen, das Schleiermacher in seinen Zehn Geboten für edle Frauen von ihnen fordert. Und aus dem Verstehen und Nachfühlenkönnen heraus sind ihnen dann die Flügel gewachsen zu eigenem Schaffen auf dem Gebiet der Dicht- und Erzählkunst. Heute ist unter den Lesern und den Schaffenden eine so große Anzahl von Frauen, und so stark ist das Gemeinsame, Allgemeinmenschliche in der Kunst, daß es töricht wäre, von einer besondern Frauenkunst reden zu wollen. Und doch sind, den innern Befehlen der Frauenseele entsprechend, die in einer Betonung und Ausstrahlung der Mütterlichkeit wurzeln, gewisse Gebiete der Frau besonders vertraut und erschlossen, und sie wird hier als Nachfühlende und Schaffende ihr Eigenstes und Bestes leisten. So sei denn hier aus der großen Anzahl von Frauenbüchern in diesem Sinne Wertvolles genannt.

Im allgemeinen haben wir Frauen eine ganz besonders nahe, schwesterliche Einstellung zu dem eigenen Geschlecht und wissen hier, schon um unser selbst willen, mitzufühlen und mitzuleiden. So werden vielen Frauen die zahlreichen Biographien willkommen sein, die von Frauen und über Frauen geschrieben wurden.

Die Lebensgeschichte der Amalie Dietrich, erzählt von ihrer Tochter Charitas Bischoff (7,50), verdient immer wieder empfohlen zu werden.

Die Königin Luise faßt Sophie Hoehstetter sehr fein in ihrem historischen Roman „Königin Luise“ (6,50). Gute Selbstbiographien schenken uns Helene Lange (5,50), Isolde Kurz (7,50) und Gabriele Reuter (5,—). Ganz große Kunst, auch im Wort, geben uns die Briefe und Tagebuchblätter von Paula Modersohn-Becker (8,— u. 12,—), die schönsten und unmittelbarsten Offenbarungen einer künstlerischen Frauenseele. Beachtung verdienen auch „Elisabeth von Henglings Tagebücher aus vier Weltteilen 1886 bis 1904“ (12,50). Dies nach ihrem Tode von einer Freundin veröffentlichte Werk der klugen und schönen Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“ umfaßt viel Interessantes aus dem

diplomatischen Leben des kaiserlichen Deutschlands und gibt Einblick in tiefes Erleben und Erleiden einer vornehmen Frauenseele.

Gutes und Eigenartiges in der Lyrik geben auch, am Größten gemessen, Agnes Miegel (6,50), Ina Seidel (3,50) und Lulu von Strauß und Torney (7,50). Von allen dreien liegt auch wertvolle Epik vor; ganz besonders hingewiesen sei auf Ina Seidels großen Roman „Das Labyrinth“ (8,50). Einen neuen Roman gibt sie in „Brömses Hof“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; 6,—), in dem sie das dunkle Thema von der Heimkehr des Erben, der nicht der rechte Erbe ist, behandelt. Feines gibt Isolde Kurz in „Die Nächte von Gond“ (6,50). Auch Helene Böhlau schöner „Rangierbahnhof“ (6,25) und ihr neueres Buch „Die leichtsinnige Geliebte“ (5,50) seien hier empfehlend genannt.

Als glänzende Erzählerin zeigt sich immer mehr Vicki Baum, so in „Alle, der Zwerg“ (7,—). Sehr eigenartig und fesselnd ist Juliane Karwath in ihren besten Romanen „Das schlesische Fräulein“ (6,25) und „Eros“ (5,50), die tiefes Verstehen der weiblichen Psyche zeigen.

Das größte und meistgelesene Frauenbuch des Jahres ist uns aus dem Norden gekommen: „Christin Lavransdotter“ (3 Bde. 28,—) von Sigrid Undset. Das Buch ist eine dichterische Leistung ersten Ranges. Unentrinnbares und zwingendes Schicksal wird hier beschworen und Ewigmenschliches lebendig geformt in erschütternder, kunstverklärter Wahrheit.

Die italienische Dichterin Grazia Deledda wird, wenn ihre Auszeichnung mit dem Nobelpreis sich bestätigt, für ihre tiefen und tüchtigen Romane sicher auch bei uns noch einen größeren Leserkreis gewinnen. Ihre nordische Kollegin Selma Lagerlöf steht so hoch in Ansehen und Ehren, daß ihre Werke keiner Empfehlung mehr bedürfen. Zu wenig bekannt sind die schönen Bücher der Dänin Thit Jensen, die in deutscher Übersetzung vorliegen (Verlag Dürr & Weber, Leipzig): „Der König von Sande“ (3,—) und „Die Erde“ (2,50).

Dies einiges aus dem reichen Schatz der Bücher von Frauen und für Frauen. Es scheint nicht schwer, hier Gutes zu wählen und als Weihnachtsgabe in verstehende und dankbare Frauenhände zu legen. Clara Prieß.

Weihnachtsbücher für unsere Kinder.

Mun kommt die schöne Zeit, wo die guten Bücher ihr Recht verlangen und gekauft werden wollen. Wohl ist's gewiß vielen Eltern schwerer als früher, die Kinder zu beschenken — aber unter dem immerhin Möglichen sollte doch sicher ein gutes Buch an allererster Stelle sein. Und diese guten Bücher gibt es — gut im Inhalt und auch an Ausstattung. Dies letztere ist durchaus nicht Nebensache. Ein Kinder- und Jugendbuch muß so künstlerisch, schön und dauerhaft beschaffen sein, daß es gleich Pietät erweckt und seinen rechten Platz im Haus einnehmen und behaupten kann.

Es ist erfreulich, daß unsere guten Jugendverlage in dieser Richtung eifrig arbeiten und neben vorzüglich ausgestatteten älteren guten Jugendbüchern erfreulich viel Neues bringen.

Da ist der Verlag K. Thienemann in Stuttgart, der mit einer Reihe von Jugendbüchern zu 2 M. sehr Preiswertes und Gutgewähltes gibt — für die Kleinsten Märchen, dann Tierbücher, Sagen und Geschichten. Für die Älteren wähle man einen Band von „Reisen und Abenteuer“ oder eine geschichtliche Erzählung. Neu sind ansprechende Bearbeitungen der bekannten amerikanischen Bücher „Der kleine Lord“ und „Helenens Kinderchen“. Von unsern klassischen Märchenbüchern Grimm, Andersen, Hauff, Beckstein gibt der Verlag wunderschön illustrierte Ausgaben heraus, dazu die schönsten Sagen und eine Anzahl kindertümlicher Geschichten, alle für den Weihnachtstisch geeignet. Thienemanns „Vorfrühlingsbücher“ sind für unsere heranwachsenden Töchter bestimmt. Auch bietet der 29. Jahrgang von Thienemanns Mädchenbuch in sehr guter Aufmachung eine Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden.

Sehr Schönes legt der Verlag Jos. Scholz, Mainz, unsern Kindern auf den Weihnachtstisch: ein fröhliches, farbiges Leporellobuch: „Lustige Tierbilder“ von Eugen Oswald. „Im Zoologischen Garten“, Bilder von Karl Fähringer, gibt den Kindern vorzügliche Bilder und Verse aus dem Tierleben. Das unzerreißbare Leporellobuch „Lustig ist die Eisenbahn“ (von Arpad Schmidhammer) umfaßt alles, was beim

Eisenbahnfahren von der ganzen Zugausrüstung bis zur letzten Einrichtung für Reisende und Gepäck samt Post zu wissen nötig und gut ist.

Der Verlag Johannes Hermann, Zwickau, hat die mit sehr schönen bunten Scherenschnitten illustrierten altbeliebten Henglings Fabeln, dann die neuen Zwölfbilderhefte, die alte schöne Ludwig-Richter-Bilder geben (Heft 50 Pf.) und unsern Kindern Ludwig Richters innige Kunst nahebringen. Sehr erfreulich ist, daß der Verlag eine Neuauflage von „Eine Bubenreise“ von Emil Frommel bringt, ein Büchlein, das uns schon in unserer Jugend lieb und nah war.

Der Verlag Franckh, Stuttgart, hat die Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden. Für die Kleinen das „Wicht“ und andere Märchen aus der Zeit nach Grimm von Clara Hepner. Unsere unternehmungslustige Jugend wird das „Jugendjahrbuch für Natur, Sport und Technik“ interessieren, ferner „Starkstromversuche“, ein Experimentier- und Bastelbuch von Hanns Günther.

Für die Beschäftigung der Jugend hat der Franckh'sche Verlag etwas ganz besonders Gutes in seiner „Spieltruhe“, die eine Fundgrube von neuen Spielen und Beschäftigungsvorlagen ist, in Franckhs „Schiffswerft“, aus der zehn seetüchtige Schiffe vom Wikingschiff bis zum Ozeandampfer nachzubilden sind, und in dem „Neuen Bastelbuch“, das Eltern und Kinder zur Übung in Handfertigkeit praktisch und erfreulich anweist.

Als neues Märchenbuch seien die stattlichen Bände (Diederichs-Verlag, Jena) genannt: „Die schönsten Märchen der Welt für 365 und 1 Tag“ von Lisa Tegner und, von derselben Verfasserin, „Das deutsche Rätselbuch“, aus alten und neuen Quellen gesammelt.

Nur ein kleiner Teil des vorhandenen Guten läßt sich hier nennen. Natürlich paßt aber auch nicht jedes Buch für jedes Kind. Möchten die Eltern verstehen, nach Interesse und Begabung richtig zu wählen, und die Weihnachtsbücher der Kinder dauernde Freude und Bereicherung für Herz und Haus bedeuten!

Clara Prieß.

Streifzug durch die Amerika-Literatur.

Verschiedenen im Anschluß an unsere Artikelreihe „Die Staaten“ im Novemberheft ergangenen Anregungen entsprechend geben wir nachfolgend einige Winke für Leser, die sich eingehender mit dem Studium amerikanischer Verhältnisse befassen möchten. Hinweise aus unserem Leserkreis über nicht erwähnte, besonders beachtenswerte Werke sind uns willkommen.

Grundlegendes Interesse beansprucht mit Recht die dritte Auflage des Buches „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“ von Ernst Daenell, bearbeitet von Adolf Hasenclever (Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1923, Preis geb. 2 RM.). Ausgehend von einer kurzen Übersicht über die geographische Lage und den geologischen Bau Nordamerikas, behandelt das Werk die Anfänge der Besiedlung, die kolonialisatorischen Bestrebungen Englands, Frankreichs, Spaniens, der Niederlande und Schwedens. In gedrängter, aber lückenloser Form ziehen die Zeiten der Revolution der Kolonien, der Sezessionskriege, des inneren Ausbaues der Verfassung an uns vorüber. Die Schlußkapitel des Buches behandeln den nordamerikanischen Bundesstaat seit 1863 und die politischen Beziehungen zwischen den U.S.A. und Deutschland, vor allem die Gründe und Veranlassung zum Weltkrieg. Interessanter noch als diese rein geschichtlich-chronologische Darstellung ist die Schilderung der grundsätzlichen wirtschaftlichen Unterschiede zwischen Süden und Norden, der Einwanderung und Rassenfrage, der Lage und Bedeutung der Deutschen in den Staaten.

Ganz anders aufgebaut ist „Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“ von Carl Brinkmann (Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1924, Preis geb. 3,60 RM.). Brinkmann schildert die Verknüpfung zwischen geschichtlichem und politischem Geschehen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten, zwischen Innen- und Außenpolitik. Man kann ruhig sagen, daß Brinkmanns Werk vieles bisher Unverständliche, gerade in der Wirtschaftspolitik Amerikas, dem Verständnis der Alten Welt näher, ja ganz nahe bringt.

Nein wirtschaftlich eingestellt sind die Ergebnisse eigener Studien und Erfahrungen, die Professor H. Levy, Berlin, in seinem neuen Buche „Die Vereinigten Staaten von Amerika als Wirtschaftsmacht“ (Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1923, Preis geb. 3,60 RM.) niedergelegt hat. Ohne auf die vielumstrittenen sozialen Fragen, das Finanz-, Bank- und Börsenwesen einzugehen, befaßt sich das Buch vor allem mit den natürlichen Hilfsquellen des Landes, mit der ökonomischen Eigenart und Wirtschaftlichkeit seiner Bewohner und der Einwanderer. Sachlich und nüchtern zerlegt der Verfasser das moderne wirtschaftliche Amerika; Tempo und Ausmaße des amerikanischen Wirtschaftslebens verlieren bei ihm ihren gigantischen Maßstab, wirken aber um so stärker durch den dauernden Hinweis auf die „gesetzmäßige Zweckmäßigkeit“, das Grundgesetz der amerikanischen Wirtschaft seit den ersten Anfängen ihrer Handelsbeziehungen zu der übrigen Welt.

Gleichsam als Ergänzung zu Henry Fords bekanntem Buch „Mein Leben“ bietet Carl Grapp mit seiner Übersetzung des englischen Buches „Das Rätsel hoher Löhne“, des Ergebnisses der Studienreise der englischen Ingenieure B. Austin und W. S. Lloyd (Verlag J. Neumann, Neudamm 1926, Preis geb. 3,60 RM.), ein weiteres anschauliches Stück amerikanischer Wirtschaft und Sozialpolitik. Grundverkehrt wäre es, dieses Buch mit seinen überaus logisch aufgebauten Gedankengängen in irgendeiner Form als Maßstab oder Richtlinie für eine deutsche Lohnbewegung zu nehmen. Dazu sind unsere deutsche Wirtschaft und das reiche Amerika zu grundverschieden. Gerade das zeigt auch das Buch. Sein Wert für uns liegt vielmehr in der bis ins kleinste gehenden Schilderung der Lohnverhältnisse in Amerika. Die Verfasser bemühen sich jedenfalls, Industriellen und Arbeitern das Wunder der hohen amerikanischen Löhne und die inneren Gründe hierfür klarzumachen.

Adolf Halfeld: „Amerika und der Amerikanismus“. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers. (10. Lfd., brosch. 5 RM., geb. 7,50 RM.) Fast alle Amerika-Bücher der letzten Jahre schildern nur die Impressionen einer Reise, sie geben darum nicht das Wesen der Neuen Welt. So ist dieses Buch, Niederschlag eines jahrelangen Aufenthalts, eine Zeitnotwendigkeit. Deutschland steht inmitten des Eindringens von einem platten amerikanischen Nüchternheitsstandpunkt, steht dadurch vor der Gefahr der Entgeistigung. Das drohende Ersticken unseres Kulturbewußtseins hätte zu bedeuten: die deutsche Seele würde begraben. Indem Halfeld die heutige amerikanische Mentalität der geschäftlichen Erfolgsanbetung schildert, gibt er uns damit unser gutes Gewissen wieder, denn er macht uns in dem Hohlspiegel des heutigen Amerikas unsere geistige Verpflichtung

deutlich. Zuweilen kann man sich beim Durchlesen allerdings nicht von dem Gefühl freimachen, daß die Dinge allzusehr grau in grau gesehen sind. Eine anerkennende Würdigung der guten Seiten des amerikanischen Lebens (es gibt nicht nur schlechte) hätte das Buch nur gewinnen lassen können.

„Aus dem Arbeitsleben Amerikas“ von Dr. jur. F. Dänzler (Verlag Reimar Hobbing, Berlin, Preis 5,60 RM.), eins von den wenigen Büchern, die man jedem, der an irgendeiner Stelle in den Kreislauf werktätigen Schaffens eingeordnet ist, empfehlen kann, ohne befürchten zu müssen, sich den Vorwurf einseitiger Einstellung zuzuziehen. Endlich einmal ein Werk über „die Staaten“, das nicht zum hundertsten Male die Litanei des „fließenden Bandes“ gedanken- und kritiklos nachbetet, sondern die Frage der Rationalisierung der Maschine dem größeren Gedanken überordnet: Was kann die europäische Welt vom industriellen Amerika hinsichtlich der Menschenwirtschaft und Menschenbehandlung lernen? Ein kluges, lehrreiches und — mutiges Buch, das von der ersten bis zur letzten Zeile fesselt, trotzdem vorwiegend von Sozialpolitik, Gewerkschaften, Unternehmerverbänden, Genossenschaftsarbeit, Lohn und Lebenshaltungskosten die Rede ist.

Unvollständig wäre das Bild, wollte man vor lauter Wirtschaftlichkeit das schöngestaltete, literarische Amerika vergessen. Bei keinem anderen Volk der Erde spiegeln sich die wirtschaftlich-kulturellen, vor allem die politischen Entwicklungsstadien so deutlich in der Literatur wider wie in dem verhältnismäßig jungen Amerika. Professor W. Fischers Buch „Amerikanische Prosa“ (ebenfalls Verlag B. G. Teubner, Leipzig) kann daher mit Recht das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, ein ganz hervorragender Wegweiser durch die politischen und wirtschaftlich-kulturellen Strömungen der U.S.A. seit dem Bürgerkriege zu sein. Da die Kultur der angelsächsischen Völker ganz wesentlich von der Politik geleitet und beeinflusst ist, so baut der Verfasser seine Geschichte der amerikanischen Prosa zeitlich nach den bekannten Geschichtsperioden auf. Bereits folgt dem kurzen, treffenden Lebensbild der einzelnen Schriftsteller eine Aufstellung ihrer Hauptwerke und ein kürzerer oder längerer Auszug eines ihrer charakteristischen Werke im Urtext. Demokratismus, Puritanismus und ihre Gegenströmungen sind die Kernpunkte der literarischen Entwicklung Amerikas; sie umschließen auch heute noch, wie die neueren amerikanischen Schriftsteller zeigen, die beiden Drehpunkte amerikanischen Denkens und Fühlens.

Wer „Das romantische Amerika“ kennenlernen will, greife nach dem gleichnamigen Werk von D. E. Hoppé (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin), das soeben als neuester Band des gewaltigen Sammelwerks „Orbis terrarum, Die Länder der Erde im Bild“, erschienen ist. Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Verfassers und Verlegers waren wir in der Lage, als erste deutsche Zeitschrift im Novemberheft eine größere Auswahl von verschiedenen Bildern zu bringen, die allerdings, stark verkleinert, auch nicht entfernt einen Vergleich mit den in Kupferstichdruck hergestellten Originalen aushalten können. Die kurze, über 25 Seiten laufende textliche Einleitung enthält an wissenswerten und unbekannten Dingen über Amerika mehr als mancher dicke Wälzer. Der Preis (26 RM. in Ganzleinen) ist im Verhältnis zur Ausstattung (über 300 ganzseitige Bilder in Großformat!) als niedrig zu bezeichnen. Es ist wirklich ein „Prachtwerk“.

Das romantische und unromantische Amerika, Religion und Variété, Ku-Klux-Klan und Kunst des Verkaufens, Fordismus und Jazz und viele andere Merkwürdigkeiten hat Arthur Runtz in seinem „Amerika ist anders“ (Volksverband der Bücherfreunde, geb. 2,80 RM.) unter die Lupe genommen und kritisch sezziert. In einem knappen, geistvollen und zugleich sachlichen Stil rollt plastisch der Film „Amerika ist anders“ vor unseren Augen ab.

Ein Buch, hinter dem trotz aller Bizarrerien und trotz aller Leichtigkeit der Form sehr viel Wissen um die Dinge hinter den Kulissen steckt. Ein großer Vorzug kann nicht genügend unterstrichen werden: Der von der Berufsarbeit abgespannte Leser braucht sich nicht zum Lesen zu zwingen und kommt nicht in Versuchung, hier und dort einige Seiten zu überspringen; er wird von dem Buch gepackt von der ersten bis zur letzten Zeile und — ist über Amerika „im Bilde“.

Mit Beginn des neuen VIII. Jahrganges erscheint die Ausgabe in zweifarbigem Umschlag ohne Preiserhöhung auf holzfreiem Kunstdruckpapier. Näheres siehe Seite 46.

Kalender.

A. Abreißkalender.

Von den alljährlich wiederkehrenden alten lieben Freunden sei vor allem auf den „Kosmos-Kalender“ (Preis 2,40 RM.) hingewiesen. Die rund sechzig Bilder, die jedem Monat und jeder Kalenderwoche das Gesicht geben und alle Gebiete der Natur und ihrer Wissenschaft berühren, sind mit Geschmack und Geschick ausgewählt.

An den Techniker und jeden Freund der Technik wendet sich „Das technische Jahr“ (Dieck & Co., Verlag, Stuttgart, Preis 2,40 RM.), das in ähnlicher Form wie der Kosmos-Kalender, jedoch unter bewusster Beschränkung auf die Technik, ein umfassendes Bilderbuch der Fortschritte der Technik darstellt.

In „Blodigs Alpenkalender“ ist „Spemanns Alpenkalender“ ein beachtenswerter Konkurrent erwachsen, der sich mit seinen zwei vorhergehenden Jahrgängen sehr schnell eine große Gemeinde von Bergsteigern und Bergfreunden erworben hat. Der dritte Jahrgang liegt nun wieder vor und weist neben 111 prächtigen Kalenderbildern sechs sehr schöne Kunstblätter auf. Jedem Bilde ist ein interessanter Text aus der Feder des bekannten Bezwingers aller „Biertaufender“, Dr. Karl Blodigs, beigegeben. Wer das Hochgebirge kennt, vor dem leben ein volles Jahr hindurch Tag für Tag Erinnerungen unvergänglicher Art und eine Fülle neuer Ziele auf. Wer die Berge nicht kennt, kann in Gedanken die schönste Reise unternehmen und sich vom „Zauber der Berge“ gefangen nehmen lassen.

B. Taschenkalendar.

Für die deutsche Jugend stellen sich zwei Kalender vor:

Der „Kosmos-Taschenkalendar“ (200 Seiten, in Leinen gebunden 1,60 RM.), der so viel Tatsächliches aus allen Gebieten, aus Weltwirtschaft, Natur und Wissen und anderes bringt, daß es der Jugend leicht wird, sich den rechten Begriff von Welt und Umwelt zu bilden. Ein Kalendarium und alles, was zu einem zünftigen Kalender gehört, fehlt natürlich auch nicht.

„Technik voran!“, ein Kalender für die technische Jugend (Verlag Reichsbund Deutscher, geb. 1,20 RM.), führt den jungen Mann in die Werkstatt und das Leben. Der technische Teil vermittelt ihm die Kenntnis der wichtigsten Metalle, der Energiequellen, der chemischen Grundbegriffe und Formeln, die Geschichte des technischen Zeichnens und die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Normung und Arbeitsschulung. Dazu werden die notwendigsten Tabellen gegeben. Der Schulung des werdenden Staatsbürgers dient der weitere Abschnitt aus Staats- und

Wirtschaftskunde, der unter anderem ein ausführliches Kapitel über die Rechte und Pflichten des Lehrlings enthält. Zahlreiche Abbildungen erläutern den Text, dessen Inhalt auch durch die eingestreuten Gedichte einen dem jugendlichen Gemüte sympathischen, warmen Ton erhält. Das Titelbild gibt die „Kupferschmiede“ von Heim Müntenberg wieder. In schmuckem Leinwandband präsentiert sich der Kalender als ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für den werdenden Techniker.

Ein Wanderkamerad für die Hausfrau.

Zur rechten Zeit erscheint bei der Grandt'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, der zweite Jahrgang des „Hausfrauen-Taschenkaltenders 1928/29“, herausgegeben von Frau Dr. Erna Meyer (176 Seiten mit 8 Tafeln, Ganzleinen 2 RM.).

Als er im Jahre 1926/27 zum ersten Male erschien, stellte er sich als vorbildlich sachliches und lebendiges Handbuch der Hausfrau dar, das sie durch 365 Tage helfend, ratend und anregend begleitete. Er will daran weiterarbeiten unter weitgehender Berücksichtigung der von einigen Leserinnen geäußerten Wünsche.

Alles Gute, das der erste Jahrgang in der Beurteilung erfuhr, findet man auch im neuen: offenen Blick für die Neuzeit und die Forderungen der Praxis und sinnvollen Arbeitseinteilung in den Aufsätzen über Verbrauchserziehung, Prüfung hauswirtschaftlicher Geräte, Einrichtung von Haus- und Reiseapotheken, hauswirtschaftliche Neuerungen an Möbeln und Geräten. Die im ersten Jahrgang begonnene praktische Rechtsbelehrung wird in zwei Aufsätzen über das Recht des Kaufvertrages und die Erwerbslosenfürsorge für Hausgehilfen fortgesetzt. Auch die Gesundheitspflege in Haus und Familie nimmt einen wichtigen Platz ein: Anleitungen zu täglichen Atemübungen, Leitsätze zur Pflege des kranken Kindes, Unfälle und ihre Verhütung im Kleinkindesalter, erste Hilfe bei Unfällen. Selbstverständlich kommen auch Ernährungskunde, Rohkost, Gewürze in der vegetarischen Küche zum Recht. Sehr dankbar wird vor allem auch die Anleitung zum Maschinennähen bei Haus Schneidereien begrüßt werden.

Es ist schwer, in dieser gedrängten Form alles gebührend aufzuführen, was in dem kleinen, inhaltsreichen Taschenkalendar zu erfahren, zu lernen und zu benutzen ist. Selbstverständlich sind Kalendarium, Posttarife, Küchensettel und eine Menge Tabellen für alle wichtigen Haushalt- und Familienereignisse. Man braucht nur den Bleistift zu nehmen und einzutragen. Hervorzuheben sind auch die zahlreichen instruktiven Bilder im Text und auf Tafeln.

Die ständig zunehmende Bezieherzahl und die damit verbundene steigende Auflage ermöglichen es, einem häufig geäußerten Wunsche Rechnung zu tragen. Vom Dezemberheft an erscheint

die Ausgabe in zweifarbigem Umschlag auf holzfreiem Kunstdruckpapier.

Diese Verbesserung dürfte vor allem deswegen freudig begrüßt werden, da sie

ohne Erhöhung des Bezugspreises

durchgeführt werden konnte.

Wir sind überzeugt, daß diese Neuerung dem „Wert“ nicht nur viele neue Anhänger gewinnt, sondern daß auch zahlreiche alte Freunde unserer Zeitschrift nunmehr zum Bezug der sogenannten zweifarbigten Ausführung übergehen.

Der Entschluß dürfte um so leichter fallen, als die Einführung unserer Sammelmappen, die das verhältnismäßig teure Einbinden am Jahreschluß erübrigen, unseren Lesern die Möglichkeit gibt, den in der Sammelmappe zusammengeschlossenen Jahrgang auf Kunstdruckpapier zum annähernd gleichen Preise, vielleicht sogar noch billiger, zu erwerben als bisher die gebundene einfarbige Ausführung.

Wer einen Vergleich zwischen der ein- und zweifarbigten Ausführung anstellen will, kann ein Heft in der neuen Ausstattung bei den Auslieferungsstellen des „Werks“ einsehen oder gegen Voreinsendung des Betrages von 1,— RM. in Briefmarken durch die Schriftleitung, Düsseldorf, Breite Straße 28, beziehen. Bestellungen sind — nach Möglichkeit bis zum 22. Dezember 1927 — in die bei den Auslieferungsstellen ausliegenden Bestelllisten einzutragen oder, soweit einzelne Bezieher in Frage kommen, unmittelbar bei der Schriftleitung aufzugeben. Der Preis für das einzelne Heft beträgt 0,80 RM., für den Jahrgang (12 Hefte) 8,— RM. und wird in vierteljährlichen Raten von 2,— RM. eingezogen. Dieser Preis gilt nur für Beamte, Angestellte und Arbeiter der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“ oder für Sammelbezieher (Mindestzahl 10 Exemplare). Der Preis für Einzelbezieher beträgt bei direktem Bezug durch die Schriftleitung 1,— RM. für das Heft, 10,— RM. für den Jahrgang (12 Hefte). Bei Bezug durch eine Buchhandlung oder bei Postbestellung kostet das Heft 1,20 RM., der Jahrgang (12 Hefte) 12,— RM. Zu den vorgenannten Preisen treten, soweit erforderlich, die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Januar 1928 beginnt der neue Jahrgang!

Das ständige Anwachsen der Bezieherzahl im letzten Jahre hat gezeigt, daß das Urteil unserer Leser mit der Ansicht der Tagespresse übereinstimmt:

„... eine der besten Kulturzeitschriften, die wir augenblicklich in Deutschland haben.“

Wer die Entwicklung der letzten Jahrgänge aufmerksam verfolgt hat, wird eine langsame, aber stetige Verbesserung des Inhalts, vor allem im Bilderschmuck, festgestellt haben — eine natürliche Auswirkung der zunehmenden Erhöhung unserer Auflage. Wir danken unseren Lesern für das Interesse, das im letzten Jahre in zahlreichen Zuschriften und Angabe neuer Bezieher zum Ausdruck gekommen ist, und bitten, uns noch mehr als bisher bei der Gewinnung neuer Leser zu unterstützen.

Wirbt jeder einzelne Bezieher auch nur einen einzigen neuen Freund, so bedeutet dies für „Das Werk“ eine Verdoppelung der Auflage und für die „Werk“-Leser einen unmittelbaren Gewinn in Gestalt einer Verbesserung der Ausstattung unserer Monatschrift.

Um unserem Dank für tatkräftige Unterstützung Ausdruck zu verleihen, haben wir

Prämien für erfolgreiche Werbung

ausgesetzt.

Jeder „Werk“-Leser, der einen neuen Jahresbezieher wirbt, hat nach eigener Wahl Anspruch auf einen Sonderdruck nachfolgender im „Werk“ veröffentlichter Kunstbeilagen. Wer also vier neue Bezieher wirbt, kann in den Besitz der ganzen Serie gelangen.

1. Rückerinnerung. Radierung von Prof. J. Uhl.
(VII. Jahrg. Heft 11. Bildgröße 20×14 cm, Kartongröße 32×25 cm.)
2. Hindenburg. Radierung von R. J. Joest.
(VII. Jahrg. Heft 10. Bildgröße 15×20 cm, Kartongröße 25×32 cm.)
3. Land der Sehnsucht. Radierung von Prof. A. Kolb.
(VII. Jahrg. Heft 5. Bildgröße 15×24 cm, Kartongröße 25×32 cm.)
4. Die Lokomotive. Radierung von Kuhler.
(VI. Jahrg. Heft 8. Bildgröße 15×21,5 cm, Kartongröße 25×32 cm.)

Sämtliche Sonderdrucke sind auf festem Kunstdruckkarton ausgeführt.

Als neue Jahresbezieher gelten nur Personen, die den laufenden VII. Jahrgang nicht bezogen haben. Bei Auslieferung des „Werks“ durch eine Verteilungsstelle (Firmenbezug) hat die Anmeldung der neuen Bezieher bei dieser Stelle unter gleichzeitiger Angabe der gewünschten Kunstblätter zu erfolgen. Nur falls direkter Bezug (durch Kreuzband oder Postauslieferung) gewünscht wird, bitten wir, die Anmeldung unter Angabe der genauen Anschrift des bzw. der Neubezieher unmittelbar an die Schriftleitung, Düsseldorf, Breite Straße 28, zu richten. In diesem Falle kann allerdings unter keinen Umständen der für Werksangehörige festgesetzte ermäßigte Bezugspreis eingeräumt werden; zulässig ist es jedoch, im Werksbezug mehrere Exemplare anzumelden zwecks eventueller Weitergabe an Verwandte usw.

Wir behalten uns vor, besonders erfolgreiche Werbungen mit Sonderprämien (Originalradierungen, Bücherpreisen usw.) zu belohnen und bitten, die Anmeldung nach Möglichkeit bis spätestens zum 10. Dezember 1927 bei der Verteilungsstelle bzw. der Schriftleitung aufzugeben.

Zwei Geschenke von bleibendem Wert:

Eine Einbanddecke für den VII. Jahrgang.

Halbleinen

Ganzleinen

Halbleder

Wie in früheren Jahren, haben wir auch für den VII. Jahrgang Einbanddecken in drei Ausführungen — Halbleinen, Ganzleinen, Halbleder — anfertigen lassen. Die Preise betragen für eine

Einbanddecke in Halbleinen	RM. 1,25
„ „ Ganzleinen	RM. 1,75
„ „ Halbleder	RM. 3,—

ausschließlich Porto und Verpackung.

Eine Sammelmappe für den Januar 1928 beginnenden neuen Jahrgang.

Halbleinen

Ganzleinen

Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten und zeigen auf der Deckseite in Golddruck die Aufschrift „Das Werk“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrganges stets von neuem zu verwenden. Die Mappen sind in zwei Ausführungen erhältlich.

Halbleinen: Leinenrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamem Karton. Preis RM. 1,25.

Ganzleinen: Besonders starke dauerhafte Ausführung. Einschlagleisten aus doppelter Leinendecke mit bestem Kartenvorstoß und Randverschnürung. Preis RM. 2,50. Zu den vorgenannten Preisen treten die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Wir empfehlen, von diesen vorteilhaften Angeboten regen Gebrauch zu machen und bitten die einzelnen „Werk“-Verteilungsstellen, Bestellungen entgegenzunehmen bzw. Listen in Umlauf zu setzen und uns zugehen zu lassen. Für den Verlag bedeuten Sammelbestellungen eine Ersparnis an Arbeit, für den Besteller eine Ersparnis an Versandkosten.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat eingefangenen Spottvögel

Am Telephon.

„Bei mir ist eingebrochen worden! Senden Sie doch sofort einen Wachtmeister mit einem Polizeihund!“
„Wir bedauern — die beiden Polizeihunde sind wegen gemeinschaftlichen Wurstdiebstahls bis zur Durchführung des Disziplinarverfahrens vom Dienste suspendiert worden!“ (Meggendorfer Blätter.)

Reinfall.

Hypnotiseur: „Und nun, meine Damen und Herren, helfen Sie mir bei meiner Vorführung! Ich brauche einen kleinen Jungen.“

Bald begibt sich ein Junge auf die Bühne, zu dem der Hypnotiseur sagt, indem er seine Hand auf dessen Kopf legt: „Nun, mein kleiner Mann, du hast mich vorher nie gesehen, nicht wahr?“ — „Nein, Vater“, lautete die Antwort. (Daily News.)

Der Junggeselle.

Arzt: „Für Ihre Verdauung ist es am besten, Sie trinken jeden Morgen ein Glas heißes Wasser.“

Patient: „Das tue ich schon seit langem. Meine Wirtin nennt das Kaffee!“

Der Ehemann.

In der Versammlung des Vereins für Frauenrecht.
„Wo wäre heute der Mann?“ fragt emphatisch die Rednerin, „wenn die Frauen nicht wären?“ Sie macht eine wirkungsvolle Pause und blickt sich im Saal um.

„Ich wiederhole: Wo wäre der Mann heute, wenn wir Frauen nicht wären?“

Klar und sachlich bemerkt eine Stimme von der Galerie: „Er wäre im Paradies und äße Stachelbeeren!“ (Kölnische Illustrierte.)

In der Unterklasse der Volksschule erzählt der Lehrer die Geschichte vom Sündenfall. In der folgenden Stunde stellt er einige Wiederholungsfragen, darunter auch: „Welche strafenden Worte sprach der liebe Gott zur Schlange?“

Darauf meldet sich die kleine Elisabeth und ruft frisch und munter in die Klasse hinein: „Auf deinem Bauche sollst du kriechen und staubsaugen dein Leben lang!“

(Münchener Illustrierte.)

Der mit dem vorliegenden Heft abgeschlossene

VII. Jahrgang

erscheint gleichzeitig

in Buchform.

Der rund sechshundert Seiten starke Band (dreizehn Kunstdruckbeilagen) kann zum Preise von
7,50 RM. in Halbleinen, 8,50 RM. in Ganzleinen, 10 RM. in Halbleder

durch jede Auslieferungsstelle unserer Zeitschrift oder unmittelbar durch den Verlag, Breite Straße 28, zu den vorgenannten Preisen zuzüglich Selbstkosten für Porto und Verpackung bezogen werden. — Bis zum 21. Dezember 1927 eingehende Bestellungen werden noch vor dem Feste erledigt.

Inhaltsverzeichnis.

(Heft 12, Dezember 1927, Jahrgang VII.)

	Seite		Seite
Die Bedeutung der Werkstoffschau. (Zll.)	1—4	Ein neuartiges Schnellschiff. Von A. G. Krueger. (Zll.)	25—26
Die Entwicklung des drahtlosen Welt Nachrichtenverkehrs. Von Dr. Fritz Kunkel. (Zll.)	5—7	Afrika zu unsern Füßen. (Zll.)	26—28
Weshalb wir sterben. Von Günther Schmidt. (Zll.)	7—9	Fremdenlegion. Von W. v. Trotha	29—30
Magie oder Naturerkenntnis? Von Hanna Fischer	10	Astronomisches vom Dezember 1927. Von Prof. Hülskötter	31
Mit dem Mikrophon ins Bergwerk. Von Erich Grisar. (Zll.)	11—12	Die „neue Sachlichkeit“ im Lichte der Kritik. (Zll.)	32
Technische Gedenktage	12	Die Stuttgarter Weißenhofsiedlung im Urteil der Berufsstände. Von Dr. Roland Schupp. (Zll.)	33—34
Schiff in Not! Roman von Lu Valbehr. (Schluß.)	13—15	Sachlichkeit. Von Hans Bethge. (Zll.)	35
Herbst. Gedicht von Ilse Riem	14	Glossen zur Weißenhofsiedlung in Stuttgart	35
Winternachmittag. Gedicht von Ilse Riem	15	Welche Anregungen bietet uns Frauen die vom Deutschen Werkbund erstellte Weißenhofsiedlung in Stuttgart? Von Ch. Kloss. (Zll.)	36—38
Christnacht im Schnee. Von Hans Heiling	16	Epopt	39
Das Winter Sonnenmärchen. Von Otto Ernst	17—18	Rätsel	40—41
Der armen Kinder Weihnachtslied. Von O. J. Bierbaum	19	Büchermarkt	42—46
„Und wir haben seinen Stern gesehen . . .“ Zeichnung von Hans Bilz	19	Werbung	47
Kleinstadt im Winter. Von H. Wulff. (Zll.)	20	Botanisiertrommel	48
Wintermorgen im Hochgebirge. Lichtbild von A. Steiner	21	Inhaltsverzeichnis	48
Weihnachtliche Symbole. Von Ilse Möllendorf. (Zll.)	22		
Gußferne Neujahrskarten. Von Herbert Dickmann. (Zll.)	23—24		

1. In Heft 10 veröffentlichten wir als Kunstdruckbeilage eine verkleinerte Wiedergabe der Radierung „Hindenburg“ von R. F. Joest. Die Originalradierung (Bildgröße 25 x 30 cm), vom Künstler handschriftlich signiert, kann zum Preise von 9 RM. (Ladenpreis 15 RM.) durch die Schriftleitung bezogen werden.

2. Die Lauchhammer-Weihnachtsplakette 1927 (vgl. Abb. S. 24) kann zum Preise von 2,50 RM. ausschließlich Porto und Verpackung durch die Mitteldeutschen Stahlwerke Aktiengesellschaft, Lauchhammerwerk, Lauchhammer, Prov. Sachsen, bezogen werden.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptchriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Düsseldorf Sammelnummer-Ortsverkehr 13 000, Fernverkehr 23 000 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.